

ded Brief



Jugend und Bildung

Inhalt

Thema	Hans-Heiner Rudolph Die Entwicklungszusammenarbeit entdeckt die Jugend 3
	Helmut Göser Annäherung an eine Zielgruppe 6
	Jochen Hönow und Elisabeth Wilkes Hoffnungen und Berufschancen bolivianischer Jugendlicher 9
	Monika Soddemann und Silke Weigang Alter Hut Familienplanung? 13
	Hartmut Wilke Was ist ein Riff? 16
	Konrad De Bortoli und Sabine Schacknat Ungeliebtes Handwerk 19
	Théophile Mbinani und Gerald Guskowski Wovon Jugendliche in Ruanda träumen 21
	Kerstin Kude-Osman Informelle Lösungen für ein Bildungsproblem 23
	Tillmann Hartmann Einsames Hirtenleben 25
	Karsten Feuerriegel Schule in Kamerun: Zwischen Rohrstock und Reformpädagogik 28
	Kai Schmidt-Soltau Universitäten in Afrika – kein Platz für die Forschung 31
	Christiane Kimmmer-Sohr Ohne Bildung chancenlos 33
	Andreas Gutleben und Abdou Garba Tarna Nur Tropfen auf den heißen Stein? 36
	Eva Hansen Kokospalmen retten Menschenleben 39
	Wilhelm Neef Partner über die Grenzen hinweg 41
	Ingrid Bethke Jugendworkcamps in Burkina Faso 43
	Frank Richter Bäume für Eritrea 46
Fokus	Anne Vollmers Das Auge des Hurrikans lässt tiefer blicken 47
intern	Blickpunkt DED 50
	Jürgen Wilhelm Ziviler Friedensdienst – eine neue Aufgabe für den DED 56
	Forum 59
Rückkehrer	Eckhard Mewes Vom Entwicklungshelfer in Togo zum interkulturellen Lehrer in Deutschland 60
Programme und Projekte	Bettina Meier Gewerbeförderung durch Kleinstkredite 62
Literatur	Lesetips 64
Hinweise	Aktionen, Themenvorschau, Impressum 66

Lieber DED-Brief-Leser,
liebe DED-Brief-Leserin,

in den Ländern des Südens machen Kinder und Jugendliche unter 25 Jahren weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus. Sie sind es, die am stärksten betroffen sind von mangelnden Bildungschancen, von Arbeitslosigkeit, Armut und Migration. Dennoch waren Jugendliche bis vor kurzem keine spezielle Zielgruppe der Entwicklungszusammenarbeit. Inzwischen hat jedoch ein Umdenkungsprozess eingesetzt. Insbesondere der rasante gesellschaftliche Umbruch in vielen Ländern hat immer deutlicher erkennen lassen, dass Jugendliche nicht mehr in funktionierende Sozialstrukturen integriert sind, sondern sich in ganz eigenen Lebenswelten bewegen, für die sie *ihre* Strategien, zu leben und zu überleben, entwickelt haben. Spezifische Förderprogramme für Jugendliche dürfen daher nicht nur an ihren Defiziten anknüpfen, sie müssen auch ihr Potential zu Selbsthilfe, Selbstorganisation und Kreativität einbinden. Wie schwierig es allerdings ist, an der Lebenswelt der Jugendlichen orientierte Programme für (Grund-) Bildung und Ausbildung durchzuführen, belegen die Beiträge in diesem Heft.

Die Lebensplanung nicht nur von Jugendlichen, sondern von Tausenden von Menschen jeden Alters ist in den vom Hurrikan *Mitch* verwüsteten Ländern zerstört worden. Ein Bericht aus Nicaragua schildert die aktuelle Situation und erinnert daran, dass die von Naturgewalten ausgelöste momentane Katastrophe nur der vorläufige Höhepunkt einer permanenten, sich tagtäglich vollziehenden Katastrophe ist. Während der DED in Zentralamerika zusammen mit anderen Entwicklungsorganisationen Nothilfe leistet, denkt man im DED in Berlin intensiv über ein Engagement im Zivilen Friedensdienst nach. In seinem Beitrag erläutert der DED-Geschäftsführer diese Überlegungen angesichts zunehmender gewaltsamer Konflikte im Süden.

Der erste DED-Brief dieses Jahres erscheint in mehrfacher Hinsicht renoviert: Das Layout wurde leicht verändert, eine neue Schrifttype gewählt und die Rechtschreibung den neuen Regeln angepasst.

Inge Klostermeier
Jutta Bangel

Ein akademischer Abschluss bleibt für die meisten Jugendlichen in Afrika ein Traum.

Foto: ppl



Die Entwicklungszusammenarbeit entdeckt die Jugend

Hans-Heiner Rudolph

Ob als sektorübergreifende Querschnittsaufgabe oder in jugendspezifischen Vorhaben – Jugendförderung wird seit kurzem in der Entwicklungszusammenarbeit wieder groß geschrieben. Dabei hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es „die“ Jugend mit allgemeingültigen Problemen und Bedürfnissen nicht gibt. Je nach soziokulturellem Hintergrund kann Jugend in unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturen sehr verschiedene Gestalt annehmen. Folglich plädiert der Autor für ganzheitliche, an der spezifischen Lebenswelt der Jugendlichen orientierte Arbeitsansätze in der entwicklungspolitischen Jugendförderung.

und Beschlüssen der letzten Jahre nieder. Auch die deutsche staatliche Entwicklungszusammenarbeit betont nunmehr die Bedeutung von Jugendlichen für laufende und neue Vorhaben. Im Strategiepapier des BMZ zur „Jugendförderung und Überwindung von Kinderarbeit“ von 1997 heißt es: „Die Interessen von Kindern und Jugendlichen sind generell in der Entwicklungszusammenarbeit zu berücksichtigen.“ Ziel der Förderung ist die nachhaltige Verbesserung der Lebenssituation und Perspektiven von Mädchen und Jungen. Dabei wird dem besonderen Potential von Jugendlichen zur Selbsthilfe und Selbstorganisation Rechnung getragen. Als soziale Akteure sollen sie Träger der gesellschaftlichen Entwicklung sein. Ein weiteres Ziel der verstärkten Förderung der jungen Generation ist die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention. Zielgruppe der Jugendförderung in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit sind vor allem sozial



Thema



Auch die Entwicklungszusammenarbeit hat entdeckt, dass die Zukunft in den Händen der Jugend liegt.

Foto: Markus Sterr

Jugend war für die deutsche staatliche Entwicklungszusammenarbeit lange Zeit kein eigenes Thema. Vielmehr ging man davon aus, dass die Förderung von Familien und Frauen genügen würde, auch Jugendliche zu erreichen. Mittlerweile findet weltweit ein Umdenken statt: Jugendliche werden mit ihrem Potential für gesellschaftliche Gestaltung als eigenständige Zielgruppe anerkannt. Vier Gründe erklären das neue Problembewusstsein: In den Entwicklungsländern sind laut UN-Weltbevölkerungsbericht von 1998 40–50 % der Bevölkerung jünger als 16 Jahre. Kinder und Jugendliche sind besonders von strukturellen Problemen und ihren Begleiterscheinungen

betroffen, zu denen eine wachsende Verelendung und Bürgerkriege ebenso gehören wie Arbeitslosigkeit und der Ausschluss aus dem Bildungsprozess. Mädchen und Jungen sind aufgrund der Auflösung traditioneller Strukturen, zunehmend auch wegen AIDS, oft nicht mehr in den Familienverband eingebettet, sondern bereits früh auf sich selbst gestellt. Und ihre nicht immer sichtbare ökonomische Ausbeutung nimmt zu.

Die großen internationalen Organisationen wie UNICEF, UNESCO, Weltbank und FAO haben Jugendliche deshalb mittlerweile als prioritäre Zielgruppe definiert. Dies schlug sich in einer Reihe von UN-Weltkonferenzen

benachteiligte Mädchen und Jungen sowohl aus städtischen als auch aus ländlichen Gebieten und hier vor allem die Altersgruppe der 12- bis 18-Jährigen. Gerade diese Altersgruppe wurde bislang in den Programmen zur Grundbildung, beruflichen Bildung und Beschäftigungsförderung kaum berücksichtigt.

Unterschiedliche Lebenssituationen erzeugen unterschiedliche Bedürfnisse

Um zu einem umfassenderen Verständnis von Jugend zu gelangen, betrachtet die sozialwissenschaftliche und pädagogische Jugendforschung heut-

zutage sowohl den sozialhistorischen Kontext als auch soziokulturelle Faktoren die den Alltag der Jugendlichen prägen, wie z. B. Lebenslage, Alter, Geschlecht, Ethnie und Sozialraum. Denn Jugend nimmt in unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturen sehr verschiedene Gestalt an. Von der Jugend kann also weder in der Bundesrepublik Deutschland noch in den Ländern der Dritten Welt gesprochen werden.

Schon die altersmäßige Abgrenzung ist nicht einfach. Die Kinderrechtskonvention gilt für Mädchen und Jungen bis zu einem Alter von 18 Jahren. In manchen Ländern werden sogar junge Menschen bis zu 25 oder mehr Jahren einbezogen. In den Partnerländern der Entwicklungszusammenarbeit wird aber zunehmend nicht mehr nur von Kindern gesprochen, sondern zwischen Kindheit, Adoleszenz und Jugend differenziert. Dabei geht es nicht um vordergründige Begriffsveränderungen und Definitionen, sondern um eine Blickschärfung für die kulturspezifische Bedeutung und die unterschiedlichen Lebenssituationen von Jugendlichen. Die soziale Einordnung eines zehnjährigen Mädchens beispielsweise, das die Grundschule besuchen kann und von ihren Eltern versorgt wird, muss ganz anders ausfallen als die einer Zehnjährigen, welche die Rolle der „Erwachsenen“ übernommen hat und eine Familie führt, weil ihre Eltern an AIDS oder im Bürgerkrieg gestorben sind.

Zur Eingrenzung der Zielgruppe Jugend ist also nicht nur das Alter, sondern vielmehr ihre Lebenslage maßgebend, die u. a. von Faktoren wie Migration, kommerzielle sexuelle Ausbeutung, Zwangsarbeit und Schuldknechtschaft geprägt ist. In der aktuellen entwicklungspolitischen Diskussion wird meist zwischen dem notwendigen familiären Mithelfen und den ausbeuterischen Formen der Kinderarbeit unterschieden. Vor dem Hintergrund von Armut und Gewalt, bewaffneten Konflikten und Flüchtlingsbewegungen werden Kinder und Jugendliche einerseits zu Opfern, andererseits aber auch zu Tätern – mit der Konsequenz von psychischer Traumatisierung. Auch die Problematik der sog. Kindersoldaten gehört dazu. Es wird deshalb in Entwicklungsländern zunehmend von einem Zusammenbruch traditioneller Familien- und Sozialstrukturen und mithin auch vom Verlust von Orientierungsmustern gesprochen.

Besonders die fehlende staatliche Verantwortung und die ungleiche Verteilung der Ressourcen bestimmen strukturell die Lebenslage Jugendlicher: In vielen unserer Partnerländer

führt die Politik der offenen Märkte, der Privatisierung sowie der Zurücknahme sozialstaatlicher Aufgaben zu einer Einschränkung der öffentlichen Mittel für Soziales und Bildung. Dies betrifft vor allem Kinder und Jugendliche aus ärmeren Bevölkerungsschichten, die ohnehin nur geringe Aussichten auf eine ausreichende Ernährung, auf medizinische Versorgung, Allgemeinbildung, Qualifizierung, Arbeits- und Wohnmöglichkeiten haben. Die immer tiefer werdende Kluft zwischen Bevölkerungswachstum und verfügbaren Ressourcen trifft diese Gruppe am schwersten.

Aus Erfahrungen lernen

Wichtige Erfahrungen im Jugendbereich werden in Pilotvorhaben der deutschen Technischen Zusammenarbeit (TZ) mit sektorübergreifenden Ansätzen entwickelt, wie sie z. Zt. gemeinsam mit dem DED in Ruanda, Kenia und Uganda durchgeführt werden. Im Mittelpunkt dieser Vorhaben steht die Bildung in städtischen Armutsgebieten, Jugendpolitik und präventive Jugendarbeit; weitere Projekte der TZ gibt es in Nepal, Sri Lanka, Chile, Kolumbien, Guatemala und Venezuela.

Zu den Strategien und Instrumenten einer nachhaltigen und partizipatorischen Jugendförderung gehören:

- ▶ die Beratung von Ministerien und jugendpolitischen Institutionen bei der Entwicklung und Umsetzung ihrer Jugendpolitik auf nationaler und regionaler Ebene
- ▶ die Vernetzung vorhandener Ansätze im Jugendbereich und die Fortbildung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern staatlicher und nichtstaatlicher Organisationen
- ▶ direkte Fördermaßnahmen für eine präventive Jugendarbeit, die am starken Selbsthilfepotential von Jugendlichen ansetzt. Dazu gehören Maßnahmen auf Stadtteil- oder Gemeindeebene ebenso wie die Straßensozialarbeit oder die schulische bzw. (mobile) außerschulische Grundbildung sowie eine beschäftigungswirksame Berufsbildung und die Freizeitgestaltung. Die Erfahrungen zeigen, dass die Herausforderung gerade in der sinnvollen Integration dieser Komponenten liegt.¹

Jugendförderung geschieht in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit auf zwei Ebenen: Zum einen erfolgt sie als sektorübergreifende Querschnittsorientierung, die Probleme und Potentiale von Kindern und Jugendlichen in unterschiedlichen Entwicklungsvorhaben und Sektoren berücksichtigt, u. a. in der Jugendpolitik und im Jugendrecht, in der Beschäftigungsförderung

im informellen Sektor, in der Not- und Flüchtlingshilfe sowie bei der Demobilisierung und sozialen Reintegration, bei Umwelt- und Ressourcenschutz und in der Kommunalentwicklung. Zum anderen werden in jugendspezifischen Vorhaben Projektansätze entwickelt, die meist mehrere Sektoren einbeziehen und von konkreten Problemlagen für Mädchen und Jungen ausgehen. Diese Vorhaben wenden sich an besonders gefährdete Gruppen, z. B. an jugendliche Flüchtlinge, arbeitende Kinder und Jugendliche, Straßenkinder, AIDS-Waisen und Kinderprostituierte. Dem Genderprinzip entsprechend soll auch das geschlechterspezifische Verhältnis thematisiert werden, um die besondere Benachteiligung von Mädchen zu überwinden.

Aus der Umsetzung dieser Förderstrategien lassen sich erste Schlussfolgerungen ziehen:

- ▶ Kinder- und Jugendförderung ist keine Sozialromantik, sondern eingebettet in politische Zusammenhänge. Ein Beispiel aus Guatemala verdeutlicht dies: In dem zentralamerikanischen Land sollte am 27. September 1997 der *Código de la niñez y juventud* in Kraft treten. Dieses Kinder- und Jugendhilfegesetz sieht u. a. die Einrichtung von Jugendkommissionen auf dezentraler Ebene vor, die paritätisch mit Vertretern staatlicher und nichtstaatlicher Einrichtungen besetzt sind und dazu beitragen sollen, die Rechte und Chancen von Kindern und Jugendlichen zu stärken. Drei Tage vor Inkrafttreten wurde die Gesetzesvorlage auf Druck einiger Politiker und Medien verschoben. „Der Código wird fälschlicherweise als Eingriff in die Tradition der guatemaltekischen Familie verstanden“, beklagt sich die Kinderrechtsbeauftragte Marily de Estrada. In Guatemala, dem Land mit der weltweit großzügigsten Adoptions-Gesetzgebung, fürchteten manche Politiker und Rechtsanwälte offenbar um ihr Geschäft mit dem Kinderhandel.

- ▶ Jugendliche werden als Experten und Motor von Veränderung in jugendpolitische Ansätze einbezogen: Meist geht es darum, Regierung und Nichtregierungsorganisationen bei der Einführung des neuen Politikfeldes „Jugendpolitik“ zu beraten, die Projektpartner in Öffentlichkeitsarbeit und *Social Marketing* zu schulen sowie in städtischen Armutsgebieten ein Netz an Jugend- und Elternorganisationen aufzubauen. Besonders die Fortbildung von Jugendlichen zu Jugendpromotoren hat sich bewährt. Jugendliche als eigentliche Experten der Veränderung ihrer Lebenswelt anzuerkennen ist der Kerngedanke dieser multisektoralen Vorhaben.

► Ganzheitliche Bildungsansätze tragen zur Lebensbewältigung bei: In Ruanda und vor allem in Uganda sind Bildungskonzepte entstanden, die an der Lebenswelt der Jugendlichen orientiert sind. Sie bieten komplementäre Bildungsansätze an, die sich auf die Vermittlung von *Life-Skills* für Mädchen und Jungen aus städtischen Armutsgebieten konzentrieren, welche die Grundschule nicht beenden bzw. gar nicht besuchen konnten. Über Jahrzehnte haben wir in der internationalen Diskussion und auch in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit die zentrale Bedeutung von außerschulischer Bildung für die menschliche Entwicklung verkannt und unterschätzt² und zugleich die formale Bildung überschätzt. Wir müssen vielmehr von einer Gleichwertigkeit von non-formaler und schulischer Bildung ausgehen, um perspektivisch ein integriertes Modell von Bildung, Erziehung und Lernen zu entwickeln. Nur so kann Bil-

Jugendliche und deren Eltern sowie durch Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstseinsbildung.

Jugendorientierte Länderstrategien entwickeln

Wichtige Bereiche, an denen in Zukunft verstärkt gearbeitet werden sollte, sind u. a. die Verbindung von Jugendpolitik und konkreter Jugendarbeit, die Entwicklung eines angepassten und qualitativen Monitoring- und Evaluationssystems, um die Wirksamkeit von Jugendprojekten messen zu können, sowie die Vernetzung der

lierte Prinzip *Learning to live together* erinnert werden. Durch den Bezug auf die junge Generation erhalten die hier genannten Aufgaben einer entwicklungsorientierten Nothilfe, wie sie sich in der Krisenprävention, Demobilisierung, in der sozialen Integration und letztlich auch in der Versöhnung manifestieren, eine ganz besondere Brisanz.

Der Verweis auf die Jugendlichen und ihr spürbares Selbsthilfepotential darf allerdings nicht von der Verantwortung der Erwachsenen ablenken. Auch dem Rückzug des Staates aus dem Sozial- und Bildungsbereich, besonders in Ländern der Dritten Welt, muß Einhalt geboten werden. Wie der Staat mit Jugendlichen als Mehrheit der Bevölkerung umgeht, ist einer der wichtig-



Die Potentiale der Jugend gilt es auszuschöpfen.

Foto: Christiane Kimmler-Sohr

dung zur Teilhabe der sozialen Akteure, in diesem Fall der Jugendlichen, am sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Leben beitragen.

► Schließlich geht es auch darum, die Situation der arbeitenden Kinder und Jugendlichen zu verbessern. TZ-Vorhaben in Indien, Nepal, Pakistan und Sri Lanka haben zweierlei gezeigt: Zum einen muss Kinder- und Jugendpolitik zur Abschaffung der ausbeuterischen und sklavenartigen Kinderarbeit beitragen. Andererseits kann die Situation der arbeitenden Mädchen und Jungen aber auch verbessert werden. Letzteres geschieht in Zusammenarbeit mit kompetenten Nichtregierungsorganisationen u. a. beim Aufbau sog. Alternativer Schulen und bei der Durchführung beschäftigungsorientierter Gemeinwesenprojekte für

staatlichen und nichtstaatlichen EZ-Organisationen und die Integration der Jugendthematik in Länderstrategien und Länderarbeitspapiere. Das „Themenfeld Jugend“ in der GTZ wird sich diesen Themen verstärkt widmen und dabei die Zusammenarbeit mit nationalen und internationalen staatlichen und nicht-staatlichen Organisationen suchen. Dabei hat sich auch die Zusammenarbeit mit dem DED bewährt.

Vor dem Hintergrund von Bevölkerungswachstum, Arbeitslosigkeit, Armut und Begrenztheit der natürlichen Ressourcen wird gerade im Hinblick auf die Jugendarbeit ein Nachdenken über den Beitrag von Bildung als Instrument zur sozialen und kulturellen Integration immer notwendiger. Dabei muss an das 1996 im Bericht der UNESCO-Bildungskommission formu-

sten Maßstäbe für *Good Governance*. Ohne Rückgriff auf die Erfahrungen, Fähigkeiten, auf Phantasie und Kreativität aller sozialen Akteure, auch und vor allem der Jugendlichen, wird kein nachhaltiger gesellschaftlicher Veränderungsprozess möglich sein – weder im Norden noch im Süden.

Dr. Hans-Heiner Rudolph ist Seniorfachplaner im Arbeitsfeld Grundbildung und Leiter des Themenfeldes Jugend bei der GTZ.

- 1 Vgl. hierzu: Joanna Kotowski-Ziss: Lernen aus Erfahrung: Die Zielgruppe Jugend in der Technischen Zusammenarbeit, GTZ-Publikationsreihe zum Themenfeld Jugend Nr. 4, Eschborn 1997.
- 2 Vgl. hierzu: Roland Baecker: Grundbildung in städtischen Armutsgebieten, GTZ-Bildungsreport Nr. 75, Eschborn 1998.

Annäherung an eine Zielgruppe

Helmut Göser

Was von den einen in der Entwicklungszusammenarbeit bereits als erfolgreiche Jugend- und Bildungspolitik mit greifbaren Ergebnissen beschrieben wird, bewerten andere, wie der Autor, als erfreuliche Zukunftsperspektive: die begleitende, ermutigende, keinesfalls gängelnde Förderung der Jugend zur Entfaltung ihres Potentials. Kritisch stellt er dabei den Nachholbedarf des DED fest, bei dem Jugendliche als gesonderte Zielgruppe gar nicht vorkommen, obwohl es in vielen Projekten direkt oder indirekt um sie geht. Welche organisationsinternen und entwicklungspolitischen Gründe es hierfür gibt und wie sich der DED schrittweise der Jugend annähern könnte, umreißt er in diesem Beitrag.

Etwa die Hälfte der Bevölkerung in Entwicklungsländern besteht aus Jugendlichen. – Entwicklungszusammenarbeit ist globale Zukunftssicherung. – Die Zukunft liegt in den Köpfen und Händen der Jugendlichen. –

Weltbank und Vereinte Nationen sind schon kräftig in Jugendprogrammen engagiert. – Alles klar?

Nicht ganz – zumindest nicht aus DED-Sicht. Wenn es nämlich darum geht, Jugendliche als eigene Zielgruppe zu sehen und die Situation und das Lebensgefühl von jungen Menschen als Herausforderung für eine armutsorientierte Entwicklungszusammenarbeit anzunehmen, wie dies die Weltbank, die einschlägigen UN-Organisationen und seit 1997 auch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) wollen, ist der DED nicht vorne mit dabei. Dies mag erstaunen, sollte doch gerade der DED mit seiner traditionellen Nähe zu den Zielgruppen, seinem sozialen Engagement und seinen Programmen zur beruflichen Bildung zumindest in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit am ehesten dafür prädestiniert sein, sich der Jugend in Entwicklungsländern anzunehmen.

Auf der Suche nach Jugendprogrammen

Wer im Statusbericht des DED, in dem jährlich die laufenden Aktivitäten dargestellt werden, nach jugendorientierten Projekten und Programmen sucht, der kommt – grob geschätzt – auf einen Anteil von unter 20 %. Die inhaltliche Bandbreite ist groß: Neben einigen spezifisch auf die Probleme von Jugendlichen ausgerichteten Projekten gibt es eine Reihe neuerer Ansätze, in Zusammenarbeit mit Schulen oder Jugendeinrichtungen Themen wie Umweltschutz oder AIDS-Prävention voranzutreiben. Im großen Bereich der beruflichen Bildung dominieren zwar die angehen-

den Facharbeiter, die meist schon über zwanzig sind, doch ist das Prädikat „jugendrelevant“ erlaubt, denn hier sind junge Leute dabei, sich die wirtschaftliche Basis für ein angemessenes Dasein als Erwachsene zu schaffen. In größerem Umfang werden jugendorientierte Aktivitäten auch indirekt durch die Förderung einheimischer (Nichtregierungs-)Organisationen unterstützt.

Die Anstrengungen in der Jugendsozialarbeit allerdings haben über die Jahre nachgelassen. Projekte, die sich um Problemgruppen in Städten, um jugendliche Kriminelle und Drogenabhängige kümmerten, sind nach und nach ausgelaufen. Grundproblem war meist die unzureichende Finanzierung der Träger, die sich im Spagat zwischen Ausbildung und Produktion zerrieben. Laut Planung sollten ihre Mittel durch die Einnahmen der Produktionsbetriebe ergänzt werden. Diese Rechnung ging in kaum einem Fall auf. Wurde erfolgreich produziert und gewirtschaftet, erfolgte dies auf Kosten der Sozialarbeit. Oder – was weitaus häufiger geschah – die Jugendlichen kamen zu ihrem Recht – mit der Konsequenz, dass die Betriebe auf Dauer subventionsabhängig blieben. Dasselbe Problem gab es übrigens auch in vielen Projekten der non-formalen Ausbildung.

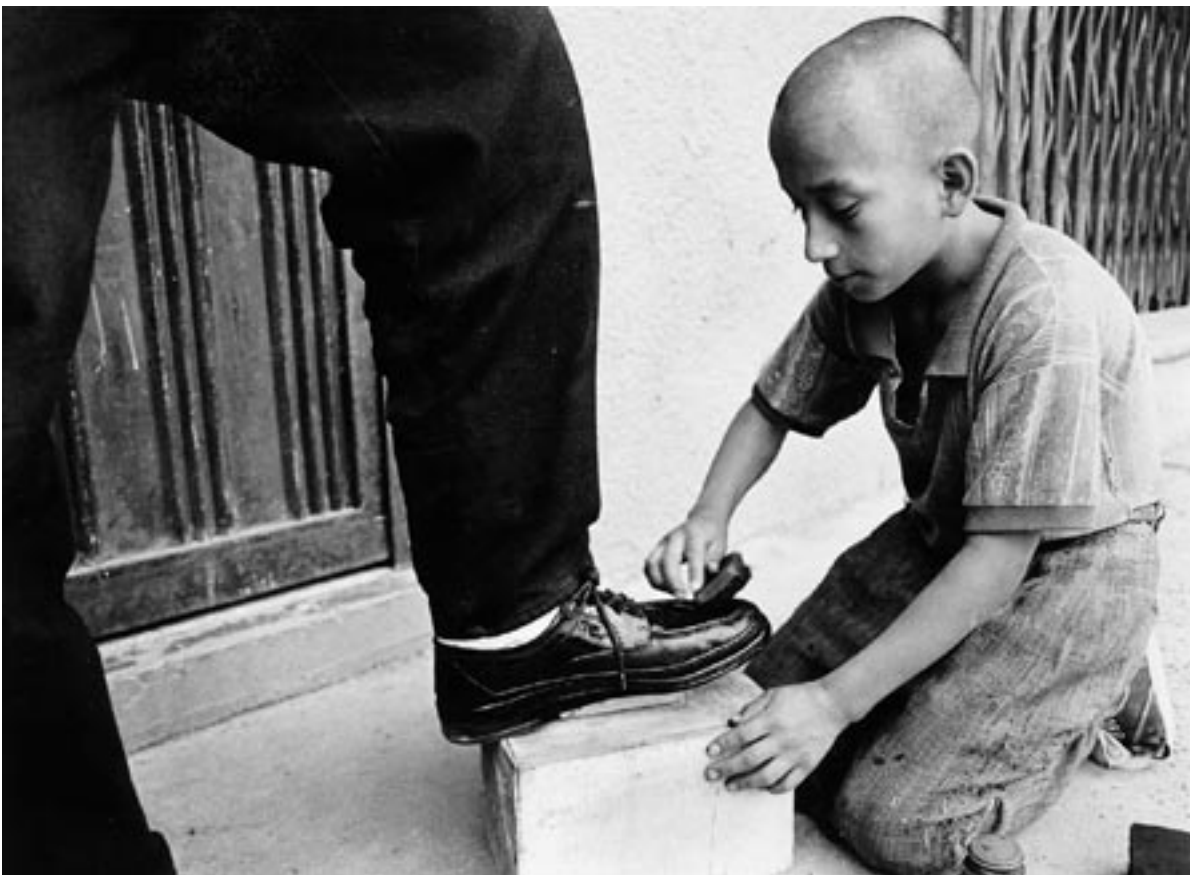
Rückblickend wird auch deutlich, dass der Ehrgeiz des DED, im Konzert der Großen mitzumischen, zu Lasten der jugendorientierten Arbeit ging. Der DED hat sich in den letzten zehn Jahren zu einem gesuchten Partner unter den staatlichen Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit entwickelt und tritt immer häufiger als Mittler zwischen Planungsinstanzen und Zielgruppen auf. Dies sind jedoch fast durchgängig wirtschaftende Erwachsene, sei es im Ressourcenschutz, sei es im gewerblichen Sektor oder sonstwo.

Wer schon einmal Männer und Frauen eines Dorfes um sich versammelt hat, um mit ihnen über Flussverbauung oder Hammelmast zu reden, wird bemerkt haben, dass Jugendliche, wenn sie überhaupt anwesend waren, im Hintergrund fein stille geschwiegen haben. Hier herrscht noch das Prinzip Hoffnung, dass nämlich die mit Eltern und örtlichen Strukturen erzielten Erfolge auf wunderbare Weise auf die nächste Generation abstrahlen und von dieser weitergepflegt werden. Ich hingegen vermute, dass man einen guten Teil jener Jugendlichen fünf Jahre später als Parkwächter und Windschutzscheibenputzer vor dem Postamt der Hauptstadt bzw. hinter diesem als Teilzeit-Prostituierte oder Strichjungen wiedertreffen wird.



Zielgruppe der beruflichen Bildung sind hauptsächlich junge Leute.

Foto: Werner Gartung



Die Situation arbeitender Kinder muss verbessert werden.

Foto: Markus Sterr

Den Blick für die Bedürfnisse der Jugend schärfen

Wenn die Jugend künftig stärker in den Mittelpunkt rückt, soll mich das freuen. Allerdings müsste der DED dann als ersten Schritt die Antennen zur Wahrnehmung der Belange der Jugendlichen – oder besser noch: ihrer Zukunftsdimension – wieder ausfahren. Im Zuge der Neo-Technokratisierung sind sie nämlich soweit eingefahren worden, dass die Anwesenheit von Jugendlichen in einem Projekt oder Programm häufig gar nicht mehr erkennbar ist. Ein Entwicklungshelfer beispielsweise, der mit Schülern Dorfschulen aufbaut, tut heutzutage – will er ernst genommen werden – gut daran, ohne nähere Präzisierung seiner Klientel seine Aufgabe als Ressourcensicherung und Agroforstwirtschaft zu beschreiben. Dass zu seiner Arbeit vielleicht auch mal ein Fußballspiel oder eine zünftige Dorfdisco gehört, schmälert die Seriosität.

Die nach meiner Auffassung ausgesprochen sinnvolle Mitarbeit in thailändischen Jugendstrafanstalten hat vor einiger Zeit die Anerkennung als Beitrag zur technisch-handwerklichen Berufsausbildung nebst Beschäftigungsförderung verloren, obwohl nicht nachgewiesen ist, dass die Ausbildung dort weniger solide ist als in regulären Handwerksbetrieben oder Berufsschulen. Auch ist die Annahme,

dass mit der etwas speziellen Zielgruppe auf Dauer sowieso nichts anzufangen ist, vermutlich verkehrt. Erfahrungsgemäß kommen gerade die Unternehmungslustigeren unter den jungen Leuten auf der Flucht vor dem ländlichen Elend und mangels legaler Pfade schon mal auf krumme Gedanken. Jedenfalls firmierten diese Projektplätze zuletzt in der Rubrik Gemeinwesen, was Jugendgefängnisse definitiv nicht sind. Bis auf weiteres führen wir Jugend per se nicht im Sortiment.

Im zweiten Schritt müssten Programme, die sich an Jugendliche richten, auch wieder so benannt werden. Das kann jetzt, da internationale Organisationen und europäische Regierungen die Jugend wieder entdeckt haben, nicht mehr schaden – schon gar nicht dem Deutschen Entwicklungsdienst, der als Instrument der personellen Zusammenarbeit am wenigsten Grund hat zu verschweigen, dass die von ihm bekämpfte Armut, die von ihm geförderte Demokratie in der Zivilgesellschaft und die von ihm gesicherte Umwelt jeweils die von Menschen ist. Mit der Zielgruppe Frauen üben wir das ja schon seit geraumer Zeit und entwickeln dabei ganz allmählich einen schärferen Blick für deren spezifische Befindlichkeiten, unter anderem dafür, dass Mütter und herangewachsene Töchter in Entwicklungsländern nicht mehr miteinander zu tun haben als hierzu-

lande und deshalb die Sorgen der Jugendlichen nicht automatisch mit der Förderung erwachsener Frauen behoben sind.

Ein dritter Schritt könnte darin bestehen, dass wir vermehrt wieder jüngere Entwicklungshelfer entsenden, nämlich überall dorthin, wo Jugend in einzelnen Programmen mit auftaucht und langjährige Berufserfahrung nicht absolute Bedingung ist. 28-Jährigen fällt es nun mal leichter, 18-Jährige wahrzunehmen und zu verstehen, als 38-Jährigen, es sei denn, diese sind Lehrer, Erzieher oder Sozialarbeiter. Besser wird es erst wieder ab Ende 50, weil man ab da etwas entspannter zurückblicken kann und vielleicht einschlägige Erfahrungen mit dem eigenen Nachwuchs erworben hat.

Von den beim Auftauchen neuer Themen üblichen Reflexen rate ich hingegen dringend ab, nämlich Projekte auf Jugend hin umzudefinieren. Dies wäre unredlich. Und man sollte auch nicht an jedes in acht Jahren gewachsene Sektorvorhaben noch schnell eine Jugendkomponente anhängen, weil eine solche neuerdings gern gesehen wird. Erfahrungsgemäß bilden sich nach drei bis fünf Jahren Traditionen, die respektiert sein wollen und die Neuerungen einen guten Teil ihrer Stoßkraft von vornherein rauben. Da ist es überzeugender, das Alte sauber zu Ende zu bringen und das Neue daneben aufzubauen.

Zukunftsperspektiven durch Grundbildung

Zweifel sind angebracht, ob es, wie im Strategiepapier des BMZ gefordert, gelingen kann, die Jugendorientierung als sog. Querschnittsaufgabe in Vorhaben zu etablieren, die ansonsten dem Denken in Sektoren (Landwirtschaft, Gesundheit etc.) und Strukturen (staatliche Dienste, Kommunen, Nichtregierungsorganisationen) verhaftet bleiben. Hierfür müsste – Projekt für Projekt – eine Differenzierung und Feinabstimmung in Analyse, Planung und Handeln erfolgen. Ich zumindest wüsste allerdings keinen Forstdienst, kein Landwirtschaftsamt und auch keine NRO in Deutschland, wo man dies lernen könnte. Und selbst wenn wir es aus eigenen Kräften könnten, so müssten wir es anstelle unserer Partnerorganisationen tun, was sich für den DED definitiv nicht gehört. Ich wüsste auch nicht, woher bei den Partnern wie bei

Viel eher glaube ich da schon an die im Strategiepapier des BMZ als zweite Handlungsebene angesprochenen Vorhaben, die Jugendlichen eigene Räume eröffnen, in denen man sich Problemen und möglichen Lösungen halbwegs unbeschwert annähern kann. Besondere Problemlagen wie z. B. AIDS, Prostitution, Kinderarbeit und die Situation von Kindersoldaten und Kriegswaisen hat der Deutsche Entwicklungsdienst vereinzelt schon aufgegriffen, zumeist in Kooperation mit der GTZ. Das könnte künftig als vierter Schritt häufiger und systematischer geschehen und sich auch auf weniger problembeladene Arbeitsfelder erstrecken. Ob dann neuere Ansätze wie Umwelterziehung in Kooperation mit dem staatlichen Schulwesen umgesetzt oder als erweiterte Grundbildung Jugendlichen angeboten werden, damit diese später einen günstigen Einfluss auf die Umwelt ausüben mögen, sei dahingestellt. Hauptsache, solche Ansätze finden

zu betreiben. Diese Botschaft höre ich übrigens seit Mitte der 80er Jahre. Allein, es fehlte mir der Glaube, solange Lesen, Schreiben und Rechnen lediglich als Werkzeuge zum erfolgreichen Aufbau von Kaninchenzuchten geschätzt waren, nicht aber zur Formulierung kritischer Fragen an Vorgesetzte, Lehrer, Pfarrer, Funktionäre, Politiker und was es an Obrigkeiten sonst noch so gibt.

Nun könnte sich ja etwas bewegen, zumal neuerdings wieder eingeräumt wird, dass der Staat nun doch für grundlegende soziale Dienste – die Grundbildung vorneweg – verantwortlich ist und dass er dabei verstärkt von außen unterstützt werden soll. Unabhängig davon engagieren sich auch immer mehr einheimische Nichtregierungsorganisationen im non-formalen Bildungswesen. Diese Entwicklungen und die Einsicht, dass gesellschaftliche Dynamik vor allem aus dem Streben junger Leute nach sozialem Aufstieg und gesellschaftlicher Integra-



Sportliche Aktivitäten gehören auch zur Jugendförderung.

Foto: Dirk Klockgether

uns eine durchsetzungsfähige Lobby kommen sollte, welche es für Frauenförderung inzwischen ja gibt. Und schließlich können Jugendliche durchaus lustlos bis widerborstig reagieren, wenn sie das Gefühl bekommen, dass sie letztlich doch nur für die Vorstellungen der Erwachsenen funktionalisiert werden.

statt. Da desgleichen für die Förderung von Demokratie und zivilgesellschaftlichen Strukturen ebenfalls zutrifft, kommen wir zum fünften Schritt: Grundbildung ist als unabdingbare Voraussetzung für selbstbestimmte Entwicklung sowie für wirtschaftliche und soziale Selbstbehauptung der Individuen zu verstehen und

tion, aus ihrem Unternehmungsgeist und ihrer Risikobereitschaft entsteht, sollten das Thema Jugend auch beim DED gesellschaftsfähig machen.

Helmut Göser ist Leiter des Referats „Förderung einheimischer Organisationen/Zivilgesellschaft“ im DED.

Hoffnungen und Berufschancen bolivianischer Jugendlicher

und in den Naturwissenschaften erhält. Darüber hinaus nimmt sie an einem Nähkurs teil.

**Berufliche
Qualifizierung**

Jochen Hönow und Elisabeth Wilkes

Die Zukunft sieht nicht rosig aus für bolivianische Jugendliche. Schlechte Schulbildung, geringe berufliche Ausbildungsmöglichkeiten und der ständige Zwang, durch Gelegenheitsjobs zum Familieneinkommen beitragen zu müssen, verhindern eine berufliche Qualifizierung, die ihnen eine gesicherte Zukunftsperspektive eröffnen würde. Einen möglichen Ausweg bieten alternative Bildungseinrichtungen, wie sie die beiden Autoren beschreiben.

„Ich habe immer gedacht, wenn ich viele Kleidungsstücke produziere und verkaufe, wird alles besser. Aber so einfach ist das nicht. Obwohl sich mein Gewinn erhöht hat und es mir eigentlich besser geht, sind die Probleme nicht weniger geworden“, sagt Doña Miriam aus La Paz. Die 22-Jährige fertigt seit vier Jahren Hemden, Hosen und seit dem letzten Jahr auch Jacken. Eine eigene Laden-Werkstatt hat sie nicht, sie arbeitet mit ihren beiden Angestellten in einem kleinen Zimmer in ihrer Wohnung. Nachdem sie neun Jahre die Schule besucht hatte, begann sie sich für das Schneiderhandwerk zu interessieren, als sie ihrer Tante bei einfachen Näharbeiten half und dafür ein paar Bolivianos verdiente. Schließlich investierte sie von ihrem Ersparten in einen Konfektionskurs und begann fortan, mit einer geborgten Nähmaschine auch zu Hause Kleidungsstücke zu fabrizieren. Nach dem Einführungskurs besuchte sie in den folgenden vier Jahren noch zwei weitere Spezialisierungskurse und nahm an zwei Abendkursen zur Kostenkalkulation und Buchführung teil. Doña Miriam ist eine von schätzungsweise bis zu 15.000 Personen in Bolivien, die jährlich eine Aus- oder Weiterbildung machen und sich ein eigenes Einkommen als Angestellte oder Selbständige erhoffen.

Ein anderes Beispiel ist die 15-jährige Maria. Sie verkauft mit ihrer Mutter tagsüber Essen auf dem Markt von Cochabamba, um den Lebensunterhalt für sich und die kleineren Ge-

schwister zu verdienen. Sie haben kein festes Einkommen und leben von dem, was ihnen der Tag bringt. Eine „ordentliche“ Schulausbildung war für Maria unter diesen Bedingungen nicht möglich. Erst

Entgegen der offiziellen Statistiken gehen viele Jugendliche in Bolivien nur unregelmäßig zur Schule.

Foto: Markus Sterr

seitdem in der Stadt das Bildungszentrum „Ladislao Gabrera“ eingerichtet wurde, geht die Jugendliche wieder regelmäßig zur Schule. Jeden Abend macht sich Maria eine Stunde zu Fuß auf den Weg zum Bildungszentrum, wo sie eine Grundausbildung in Lesen und Schreiben, Mathematik, Sozialkunde

Die Bildungssituation der Jugendlichen ist prekär

Die Gruppe der Jugendlichen zwischen 13 und 24 Jahren machen 24 % der Bevölkerung Boliviens aus¹, von der schätzungsweise mehr als zwei Drittel

Seite 9
DED-Brief 1/99



in Armut leben. Trotz relativ hoher Einschulungsraten sind 20 % der Bevölkerung absolute Analphabeten, die weder lesen noch schreiben können. Die Zahl der funktionalen Analphabeten – also der Menschen, die über einige Jahre Grundbildung verfügen, aber die Schule aus familiären, finanziellen oder anderen Gründen frühzeitig verlassen mussten – wird auf 35 % geschätzt. Nach offiziellen Angaben besuchen 92 % aller 9-Jährigen in Bolivien eine Schule, bei den 15-Jährigen sollen es noch 65 % sein. In Wirklichkeit ist der Schulbesuch vieler Jugendlichen sehr unbeständig, da sie schon während der Schulausbildung zum Familieneinkommen beitragen müssen, welches die Eltern nicht alleine sichern können. Diese schweren Lebensbedingungen und die zunehmende Verarmung sind nicht selten von Kindesmisshandlung, Gewalt in der Familie, Drogenkonsum, Vernachlässigung der Kinder und Zerrüttung der Familie begleitet. Vor diesem Hintergrund ist jedes (Bildungs-)Angebot willkommen, das den Teufelskreis der Armut zu durchbrechen hilft und den Jugendlichen die Aussicht auf ein lohnendes Einkommen beschert.

Im Gegensatz zum 1994 verabschiedeten Bildungsgesetz, das keine konkreten Strategien zur Umsetzung eines angemessenen Bildungskonzeptes vorsieht und weiterhin auf eine formale Schulbildung setzt, wurde vor vier Jahren vom *Viceministerio de Educación Alternativa* (VEA) ein experimentelles Ausbildungsprojekt gestartet. Unter der Leitung und Verantwortung des VEA und mit technischer sowie finanzieller Unterstützung des deutschen Volkshochschulverbandes wurden 15 experimentelle Ausbildungszentren – sieben auf dem Land, acht in Städten – eingerichtet, die sich mit ihren Lernangeboten an jene Jugendlichen und Erwachsenen richten, die nicht die „normalen“ Lernzeiten der Schulen oder formalen Ausbildungsinstitute wahrnehmen können. Insgesamt richtet sich das Projekt an rund 10.000 Teilnehmer und 300 Dozenten. Über 50 % der Teilnehmer sind Mädchen und junge Frauen, die wie Maria vorzeitig die Schule verlassen haben und nun die Chance haben, sich neben ihrer Berufstätigkeit abends weiterzubilden. Die Hauptziele des Projektes, das sich noch in der Reifephase befindet, sind die Entwicklung eines Lehrplanes mit Inhalten, die den sozialen, wirtschaftlichen und Bildungsbedürfnissen der Teilnehmer entsprechen, die Erarbeitung von Lehrmaterial, die Weiterbildung der Lehrer und die Ausstattung der Zentren mit didaktischem Material und Infrastruktur. In den Zentren findet eine integrierte

Ausbildung statt. Das bedeutet, dass die Teilnehmer und Teilnehmerinnen gleichzeitig eine humanistische wie technische Ausbildung erhalten. Die humanistische Ausbildung führt zum Abitur, die technische Ausbildung entweder zum Abschluss als technischer Gehilfe oder als mittlerer Techniker. Das Bildungsangebot in den Zentren reicht von der Alphabetisierung in einer oder auch zwei Sprachen über die Grundrechenarten bis zur erwähnten humanistischen Ausbildung, u. a. in den Fächern Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Spanisch sowie der technischen Anleitung in Schweißen, Auto-mechanik, Elektronik, Landwirtschaft, Hauswirtschaft und anderen Berufszweigen. Der Unterricht findet jeden Abend von 19 bis 22 Uhr statt. Drei Jahre dauert die Grundausbildung und zwei Jahre die Sekundärausbildung, die mit der technischen Ausbildung einhergeht. Mit dem Abschluss der Ausbildung an einem der experimentellen Zentren können die Teilnehmer weiterführende technische Institute oder auch die Universität besuchen.

Eine maßgeschneiderte Ausbildung gibt es nicht

Für die Vielzahl der Jugendlichen, die weder eine mehrjährige formale Ausbildung absolviert noch die Möglichkeit haben, an einem Bildungszentrum zu lernen, führt der Weg meist direkt in die praktische Arbeit. In Bolivien gibt es ungefähr tausend Großunternehmen mit mehr als 15 Beschäftigten und schätzungsweise 45.000 Klein- und Familienbetriebe, von denen 38.000 in den großen Städten angesiedelt sind. Hier arbeiten 140.000 Menschen; 30.000 der Beschäftigten sind jünger als 25 Jahre. Die meisten sind Lohnarbeiter, die in den Werkstätten einfachste Tätigkeiten verrichten und dabei Stück für Stück Neues lernen. Da es keine genormte Lehre gibt, ist die technisch-handwerkliche Ausbildung von Betrieb zu Betrieb unterschiedlich; eine Gesellen- oder Meisterausbildung nach deutschem Verständnis gibt es nicht. Schätzungsweise 80 % der jugendlichen Berufseinsteiger lernen ihr Handwerk im Betrieb, wobei sie vom Werkstattbesitzer, den Eltern oder – wie im Falle von Doña Miriam – von einem Mitglied der Familie angelernt werden. Eine Umfrage² unter 368 Kleingewerbetreibenden in La Paz hat gezeigt, dass die durchschnittliche Ausbildungszeit zum Erlernen einer technischen oder handwerklichen Fertigkeit, z. B. im Schreiner-, Schlosser- oder Textilhandwerk, fünf Jahre beträgt. Dieser Zeitraum für eine nicht-

formale Ausbildung entspricht in etwa der Dauer einer formalen Ausbildung an einer bolivianischen Hochschule, die mit einem Diplom abschließt. Nur etwa jeder zwanzigste Handwerker, vor allem aus dem Leder- und Textilbereich sowie aus der Elektrogeräte-Reparatur, hat seinen Beruf an einer formalen Bildungseinrichtung erlernt.

Berufliche Bildung erfolgt also auch hier – wie fast überall in den Ländern des Südens – in erster Linie durch „Zuschauen und Nachmachen“, was den Lernenden ein hohes Maß an Kreativität, Flexibilität und sozialer Kompetenz abverlangt. Denn nur wer seine Ausbildung selber in die Hand nimmt – sagen viele Jugendliche –, lernt auch wirklich etwas. Die Qualität der praktischen Ausbildung im Betrieb wird allerdings oftmals durch eine mangelhafte technische Ausrüstung und fehlendes Engagement bzw. mangelnde Betreuung durch den „Lehrmeister“ eingeschränkt. Hinzu kommt, dass die Binnennachfrage nach Konsumgütern konstant gering ist. So ergibt sich für die Kleinunternehmen kaum die Notwendigkeit, neue und marktwirtschaftlich risikoreiche Produkte oder Herstellungsverfahren einzuführen. Eine Weiterentwicklung findet nur in den seltensten Fällen statt. Die bolivianischen Kleingewerbetreibenden – ob gelernt oder ungelernt – sind in ihrer Arbeit pfiffig und innovativ, ihre Produkte und Dienstleistungen sind aber eher traditionell und wenig variationsreich.

Das *Centro de Fomento a Iniciativas Económicas* (FIE), bei dem Doña Miriam gelernt hat, ist eine von 130 Bildungseinrichtungen des Landes, die mittels Weiterbildungskursen und Betriebsberatungen das Kleingewerbe in Bolivien fördert. Ziel dieser Einrichtungen ist es, die beruflichen Fähigkeiten der Kleingewerbetreibenden zu erhöhen und sie für betriebswirtschaftliche Zusammenhänge zu sensibilisieren. Dahinter steht natürlich auch der Wunsch dieser regierungsunabhängigen Einrichtung, die sozio-ökonomischen Bedingungen ihrer Kunden zu verbessern. Ähnlich wie die experimentellen Ausbildungszentren des VEA versucht auch FIE, seine Angebote an den Bedürfnissen der Lernenden auszurichten und vor allem den jungen Berufsanfängern entgegenzukommen, denen ihre Lohnarbeit kaum Zeit und Mittel zum Lernen lässt. Die Fortbildungskurse und -programme haben eine Dauer zwischen 10 und 130 Stunden, und die Teilnehmerinnen und Teilnehmer können nach ihren Vorstellungen zwischen verschiedenen kombinierbaren Ausbildungsinhalten, Lernformen sowie Lehrzeiten auswählen. Hierin sieht

FIE den Vorteil seiner Angebote gegenüber vielen anderen Bildungseinrichtungen, obgleich die kompakten kaufmännischen Abendkurse auch viele Studierende anziehen, die sich parallel zum Studium weiterbilden möchten.

Mit fünf Regionalbüros in Bolivien richtet FIE sein Angebot vor allem an Händler und Handwerker sowie an potentielle Existenzgründer in den städtischen Zentren des Landes. Der Schwerpunkt der praktischen Ausbildung liegt dabei im Textilbereich. Gerade junge Frauen, aber auch Männer, besuchen die dreimonatigen Kurse und erlernen die Grundfertigkeiten des Schneiderhandwerks, wobei sie sich auf bestimmte Produkte konzentrieren, z. B. auf Kinder-, Damen-, Herrenkonfektion, Freizeitbekleidung, Bettüberwürfe oder Gardinen. Allein in La Paz nahmen 1998 rund 500 Personen an den Konfektionskursen von FIE teil, von denen ein Drittel zwischen 17 und 25 Jahre alt war. Das Bildungsniveau der Teilnehmerinnen und Teilnehmer ist sehr unterschiedlich, so dass die Kurse im allgemeinen ohne besondere Vorkenntnisse besucht werden können. Die Lerninhalte sind an der beruflichen Realität und den Rahmenbedingungen des Kleingewerbes ausgerichtet. Dies bedeutet, dass die Ausbildungsangebote zwar kostengünstig und praxisnah sind, aber kaum allgemeinbildende, pädagogische oder arbeitssoziologische Komponenten beinhalten, die möglicherweise die persönliche und betriebliche Kompetenz erweitern würden. Hierin besteht der größte Unterschied zwischen der zweigleisigen Ausbildung an den experimentellen Zentren des VEA und den komprimierten Kursangeboten der Weiterbildungseinrichtung FIE.

Die Basiskurse „Konfektion“ werden in erster Linie von jungen Frauen besucht, die sich im Anschluss einen Berufseinstieg als Gelegenheitsarbeiterin in einem kleinen Unternehmen erhoffen oder ein Zusatzeinkommen durch Heimarbeit und Verkauf selbst hergestellter Textilien versprechen. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an diesen sog. Einsteigerkursen können sich ihre Zeit frei einteilen, da sie meist keiner festen Beschäftigung nachgehen. Anders sieht dies bei den Absolventen der Spezialisierungskurse aus. Sie arbeiten in der Regel bereits in der Textilbranche und müssen auf Kursangebote an den Wochenenden, am Abend oder sogar während der Mittagszeit zurückgreifen. Ihre Motivation zur Weiterbildung ist unterschiedlich. Einige sind als 14- oder 15-Jährige „ungelernt“ in die Branche gekommen und wollen sich nun mit Anfang 20 fortbilden. Andere wollen ihre

Kenntnisse vertiefen und sich mittelfristig selbständig machen. Und viele, die sich bereits ihr eigenes Geschäft aufgebaut haben, wollen ihre Produktpalette ausweiten, um so saisonalen Nachfrageschwankungen besser begegnen zu können. Schließlich suchen auch die größeren Unternehmen nach

betrieb, der nicht nur mit zusätzlichen Investitionen in Maschinen verbunden ist, sondern auch Fortbildungsmaßnahmen für sie und ihr junges Personal erforderlich macht. Seit Januar diesen Jahres nimmt Doña Miriam deshalb an zwei Abendkursen teil, die ihr tieferen Einblick in die



Junge Frauen erhoffen sich ein Zusatzeinkommen durch selbst gemachte Textilien.

Foto: Helmut Herrmann

Weiterbildungsmöglichkeiten, an denen dann der Besitzer (selten handelt es sich um Besitzerinnen), seine Frau, die eigentlich für den Absatz und die Buchhaltung zuständig ist, oder „verdiente“ Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter teilnehmen. Nach den Erfahrungen von FIE geht es diesen Betrieben meist darum, durch einen verbesserten Betriebs- und Produktionsablauf sowie durch die Verbesserung der Qualität ihrer Produkte in die lukrativen Exportmärkte in Chile oder Argentinien eintreten zu können.

Die beruflichen Ziele liegen in weiter Ferne

Auch Doña Miriam würde gerne mit ihrer Fabrikation in den internationalen Markt einsteigen, doch fehlt ihr die notwendige Ausstattung, um eine hohe Stückzahl in gleichbleibend guter Qualität herstellen zu können. Derzeit arbeitet sie noch auf Nachfrage und fertigt die Kleidungsstücke daheim, wiewohl das Arbeitszimmer inzwischen viel zu klein ist. Ein eigener Laden würde ihre Arbeitsbedingungen enorm verbessern, aber auch höhere Fixkosten bedeuten. Doña Miriam steht mit ihrer Kleiderfabrikation vor dem Übergang vom Mikro- zum Klein-

computergestützte Buchführung und Qualitätssicherung ermöglichen sollen. „Auch wenn ich eigentlich keine Zeit dafür habe“, sagt die junge Schneiderin, „muss ich wieder zur Schule. Meine Stückzahlen und der Produktionsprozess haben sich in den letzten beiden Jahren radikal verändert, die administrativen Abläufe sind viel komplizierter geworden, und bald muss ich noch eine Kraft mehr einstellen – das Geschäft wächst mir fast schon über den Kopf.“

Doch neben den neuen Problemen bleiben die alten für Doña Miriam bestehen: Die von den Kunden gewünschten Stoffe und Materialien sind nicht immer oder nur in unterschiedlicher Ausführung oder Qualität verfügbar; einige Kunden zahlen mit Verspätung oder auch gar nicht; knifflige Arbeiten muss sie selbst erledigen, da für das Anlernen der Mitarbeiterinnen wenig Zeit bleibt; saisonale Schwankungen und Vorleistungen ihrerseits führen zu gelegentlichen Liquiditätsschwierigkeiten, und für die Aufnahme eines Kredites ist die geschäftliche Entwicklung noch zu unbestet. Die Textilbranche selbst ist zwar der drittgrößte Wirtschaftssektor Boliviens, doch verantwortlich hierfür sind in erster Linie die 50 großen In-

dustrieschneidereien des Landes, die jährlich Textilien im Wert von 65 Mio. US \$ exportieren, etwa 40 % davon in die USA und jeweils 20 % in die Nachbarländer Argentinien und Brasilien.³ Für Unternehmerinnen und Unternehmer wie Doña Miriam bedeutet dies, dass sie einerseits mit einem Jahresumsatz von 8.000 bis 12.000 US \$ zu den Umsatzschwächsten der Branche gehören, andererseits aber mit über 2.200 Kleinbetrieben konkurrieren müssen. Mittelständische Unternehmen gibt es keine, und die Aussichten, in den „großen“ Markt eintreten zu können, sind sehr trübe. Die Perspektiven und Wachstumschancen für junge Unternehmerinnen und Unternehmer sind also eher gering.

Es fehlt vielen Jugendlichen weniger an Vorstellungen und Ideen, wie sie ihr berufliches Leben in eigene Hände nehmen könnten, als vielmehr an Selbstvertrauen, es zu versuchen. Schließlich bedarf es neben der adäquaten Ausbildung enormer Anstrengungen und insbesondere einer starken Eigenverantwortung, um die beruflichen Ziele zu erreichen. Es ist immer noch für die meisten Jugendlichen erstrebenswerter, das Abitur zu machen als ein Handwerk zu erlernen, obgleich das Bildungsniveau vieler Abiturienten gering ist und das Zeugnis an sich keine Garantie für ein erfolgreiches Studium darstellt. Die technische Ausbildung wurde lange

Zeit als zweitrangig angesehen, und erst seit kurzem werden Angebote einer technischen Ausbildung parallel zur humanistischen Bildung akzeptiert. Der innovative Ausbildungsansatz der experimentellen Zentren ist ein möglicher und erfolgversprechender Weg. Deshalb plant das VEA in nicht allzu ferner Zukunft, die verschiedenen formalen und nicht-formalen Ausbildungsmöglichkeiten in den Integrierten Zentren landesweit neu zu strukturieren, um ein einheitliches Angebot für die arbeitenden Jugendlichen und Erwachsenen zu schaffen.

Bis dahin sind aber noch die meisten Jugendlichen auf sich selbst gestellt und müssen die für sie geeignete Art der Ausbildung suchen. Lernen und Kompetenzerwerb erfolgen schrittweise und dauern mehrere Jahre, da sich die aktuellen Voraussetzungen und individuellen Lebens- und Arbeitsbedingungen sehr schnell ändern können. Besonders bei den jungen Bolivianern, die den Schritt in die Selbständigkeit gewagt haben, zeigt sich, dass das Aufgabenspektrum ihrer Arbeit angesichts ihrer handwerklichen und persönlichen Fähigkeiten sowie der technischen Ausstattung der Werkstatt häufig viel zu groß ist. Und nicht alle haben die Kraft und die Zeit, sich neben der Berufstätigkeit fortzubilden. Dies gilt für die Produktion ebenso wie für die Betriebsführung. In den meisten Fällen erfolgt ein „Wach-

sen“ durch Abschauen, Nachmachen und Anpassen. Doña Miriam ist hierfür das beste Beispiel: „Als ich anfang mit der Schneiderei, wollte ich lediglich Geld verdienen, um unabhängiger zu sein. Heute bin ich Unternehmerin und muss mich um die Kunden, die Fertigung und meine Angestellten kümmern.“ Und da Doña Miriam sich seit neuestem einen guten Ruf mit Schulkleidung geschaffen hat, fügt sie hinzu: „Die Schulen sind verlässliche Kunden. Wenn ich dieses Geschäft noch ausweiten kann, kann ich vielleicht einen Kredit aufnehmen und moderne Nähmaschinen kaufen – eine computergesteuerte Stickmaschine, das wäre toll!“

Dr. Jochen Hönow ist Wirtschaftswissenschaftler und seit 1998 Entwicklungshelfer des DED bei der Beratungs- und Bildungseinrichtung FIE in Bolivien.

Elisabeth Wilkes ist Lehrerin und seit 1996 Entwicklungshelferin des DED beim Viceministerio de Educación Alternativa in Bolivien.

- 1 Sämtliche Angaben aus: Características demográficas de la población en Bolivia, Instituto Nacional de Estadística, La Paz 1997.
- 2 Butrón/Callejas/Coaquira: Microempresa y capacitación. Diagnóstico de necesidades de capacitación del sector informal urbano, La Paz 1995.
- 3 Apparel Industry International, Noviembre-Diciembre de 1998, S. 39.



Alter Hut Familienplanung?

Monika Soddemann und Silke Weigang

Das Aufgabenfeld der UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) ist vielfältig, wie der Bericht der beiden Autorinnen über die Jugendförderung belegt: Trainer-Seminare, didaktisch aufbereitetes Aufklärungsmaterial oder Jugendprogramme im Radio zählen zu den erfolgreichen bildungspolitischen Maßnahmen, mit denen Jugendliche insbesondere für Fragen der Familienplanung und Bevölkerungspolitik sensibilisiert werden sollen.

In vielen Entwicklungsländern leben im Schnitt bis zu 70 % der Jugendlichen im ländlichen Raum, der keine qualifizierte Grundausbildung bietet. Über 30 % der Schulanfänger scheiden frühzeitig aus der Schullaufbahn aus. Laut UNESCO sind dies 130 bis 150 Mio. *Out-of-School*-Jugendliche, die meisten leben in Sub-Sahara-Afrika. Über zwei Drittel von ihnen sind Mädchen und junge Frauen. Sie verlassen die Schule, noch bevor das Thema Familienplanung auf dem Lehrplan steht. Dies ist insofern problematisch, als durch Migration, Verstädterung, veränderte Arbeitswelt und der damit einhergehenden Auflösung sozialer Strukturen Jugendliche mehr denn je mit Fragen wie Familienplanung oder Arbeitsplatzwahl auf sich selbst gestellt sind.

Der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtbevölkerung – d. h. der Anteil der künftig reproduktiven Gruppe – ist hoch: In Äthiopien z. B. sind 48 % der Bevölkerung unter 15 Jahre, in Bolivien 41 %, in Vietnam 40 %. Zum Vergleich: In Deutschland sind es 16 %. Allerdings hat sich in den letzten Jahrzehnten das Bevölkerungswachstum in vielen Ländern erheblich verringert. Das Gefälle zwischen den ländlichen und städtischen Gegenden ist jedoch groß: In Peru z. B. liegt die Wachstumsrate auf dem Land mit 5,6 % zweimal so hoch wie in städtischen Gegenden mit 2,8 %.

Familienplanung und Beschäftigungsförderung

1992 bis 1997 wurde in insgesamt neun Ländern für ländliche Jugendliche ein Bildungsprogramm über Bevölkerungsfragen durchgeführt. Beteiligt waren Äthiopien, Simbabwe, Bolivien, Kolumbien, Peru, China, Indonesien, Thailand und Vietnam. Um auch tatsächlich bei den Bedürfnissen der

Jugendlichen anzuknüpfen, wählte die FAO in Kooperation mit dem Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen (UNFPA) einen „Integrierten *Peer-Gruppen-Ansatz*“. Als *Peer-group* werden die gleichgesinnten Mitglieder einer bestimmten Teilkultur, Interessengruppe oder Altersklasse bezeichnet. *Peer-groups* sind wichtig für die Anerkennung, Vereinbarung und Befolgung sozialer Regeln. Mit Hilfe heimischer *Counterparts* wurden bestehende formelle und informelle *Peer-Gruppen* und deren Jugendleiter ausfindig gemacht und für das Projekt gewonnen. In Vietnam kooperierte FAO/UNFPA mit dem staatlichen Jugendverband, in Peru mit der Universität, in Kolumbien mehrheitlich mit Nichtregierungsorganisationen und in Thailand mit der Abteilung Jugend im Ministerium für Landwirtschaft.

Für die ehrenamtliche Mitarbeit in dem außerschulischen Bildungsprojekt wurden Jugendleiter und Jugendleiterinnen als Multiplikatoren geschult. Bei den Trainings wurden vor allem methodische Fragen behandelt. Auch der Umgang mit den von FAO/UNFPA entwickelten Themenheften mit den methodischen Anleitungen musste geübt werden. Dabei standen Kleingruppendiskussion und Rollenspiel im Mittelpunkt. Die Hefte behandeln u. a. Themen wie Bevölkerung, Beschäftigung und Einkommen, Umwelt, Ernährung, Gesundheit und Familienplanung. Sie waren zuvor von einem lokalen Expertenteam an die jeweils kulturellen Gegebenheiten des Landes angepasst, teilweise neu gebildet und in die lokalen Sprachen übersetzt worden.

Entscheidend für den Erfolg war der integrierte Ansatz. Bevölkerungspolitische Fragen, Sexualität und Familienplanung wurden nicht isoliert be-

handelt, sondern in einen größeren, für die Jugendlichen relevanten Kontext gestellt. Weniger sensible Themen wie z. B. Landwirtschaft oder Beschäftigung waren für Abendveranstaltungen oder Wochenendworkshops vorgesehen und sollten sich dabei möglichst auf die Interessen der *Peer-Gruppe* beziehen. Persönlichere Themen wie Sexualaufklärung und Familienplanung standen erst dann auf dem Programm, als sich die Gruppe besser kennengelernt und Vertrauen zueinander gewonnen hatte. Dass es einen Zusammenhang zwischen der Größe der Bevölkerung bzw. der Familie mit dem Zustand der Umwelt, mit Ernährung und Gesundheit gibt, sollte möglichst kultur- und praxisbezogen diskutiert und durch Rollenspiele vermit-



Viele Eltern halten nichts vom Schulbesuch ihrer Töchter.

Foto: Walter Green

telt werden. „Ich wünschte, ich hätte als Teenager die Gelegenheit gehabt, an diesen Kursen teilzunehmen, statt an der Straßenecke meine ersten sexuellen Kontakte zu haben und die Folgen tragen zu müssen“, sagte eine 21-jährige Bolivianerin bei einem Treffen



vor insgesamt 50 jungen Jugendleitern und -leiterinnen.

Trotz des grundsätzlich einheitlichen Ansatzes sind die Pilotprojekte in den einzelnen Ländern ganz unterschiedlich von den Jugendlichen beurteilt worden: In Vietnam z. B. richtete sich das Programm an eine große Zahl von erwachsenen und jugendlichen Analphabeten. Besonders positiv wurden die Rollenspiele aufgenommen. Die FAO/UNFPA-Themenhefte hingegen spiegelten nach Meinung der Teilnehmer zu wenig ihre Realität wider. Außerdem wollten sie gerne mehr bunte Bilder oder Zeichnungen in den Heften.

In Peru drehten die Jugendlichen ein Video über sich, ihre Familie oder die Gemeinde. „Ein Themenheft oder eine Diskussion allein schaffen noch längst keine Verhaltensänderung, wenn sie nicht durch systematische Langzeitprogramme begleitet werden. Genau die fehlen aber“, kritisierte ein junger peruanischer Teilnehmer. „Am ersten Tag des Trainingsworkshops fühlte ich mich unwohl, denn man hatte mir noch nichts über die Informationshefte erzählt“, schilderte eine Jugendleiterin ihre Erfahrungen. „Aber allmählich verstand ich, worauf das Training abzielte. Außerdem fühlte ich mich in der Gruppe sehr wohl. Nie zuvor hatte ich an einem ähnlichen Treffen teilgenommen, wo Teilnehmer und Leiter, Männer und Frauen gleichberechtigt sind. Das begeisterte und stärkte mich, um mit der Arbeit klarzukommen.“

Während in Kolumbien die Nachfrage nach den Themenheften sehr groß war, äußerte sich in Thailand eine Landwirtschaftsberaterin kritisch: „Bildungsprogramme zu Bevölkerungsfragen, das ist doch reine Familienplanung. Das ist ein alter Hut, ein altmodisches Thema, mit dem wir uns in den letzten zwanzig Jahren beschäftigt haben. Täglich sind AIDS-Prävention und Familienplanung Themen in Zeitungen, Fernsehen und anderen Medien. Wir wissen genug darüber.“ Ihrer Meinung nach muss Familienplanung mit der Schaffung von Einkommen für Familien gekoppelt sein. Die hohe Jugendarbeitslosigkeit in ländlichen Regionen macht solche kombinierten Bildungsangebote besonders attraktiv. Deshalb wurden Projekte zu einkommenschaffenden Maßnahmen, wie z. B. Fischzucht und Blumenkultur gestartet. Von den Themenheften selbst wurde dort nicht viel gehalten. Die waren zu einfach. Und Rollenspiele? Die entsprechen nicht der thailändischen Kultur. „So was macht man hier nicht“, hieß es. Dennoch haben die Gruppen junger Frauen eine Menge über Blumenkul-

turen und Fischzucht sowie über Vermarktung gelernt. Auch haben sie Teamarbeit, Kommunikationsfähigkeit und Entscheidungsfindung in der Gruppe trainiert. Und das sei für die Gemeinschaft das wichtigste, gaben am Ende selbst die kritischen Landwirtschaftsberaterinnen zu.

Fazit: Der integrierte Projektansatz hat sich grundsätzlich bewährt. Dass Jugendliche wirklich erreicht worden sind, zeigt sich deutlich an der zahlreichen Teilnahme an den Veranstaltungen sowie am starken Interesse an der Fortsetzung dieser Themenreihe. Seitdem sind in vielen Ländern informelle Kooperationen und Netzwerke entstanden, und junge Menschen engagieren sich aktiv in kleinen Projekten.

Information und Kommunikation über Bürgerradios

Täglich 24 Stunden Radio – das wünschen sich Jugendliche in Mali: Informationen über Schule, Landwirtschaft, Agrarmärkte, einkommenschaffende Maßnahmen und Arbeitsmöglichkeiten, aber auch über Gesundheit, Kochrezepte und natürlich Musik – moderner Pop bis Rap, nicht zu vergessen die lokale *Musique du Terroir*. Bei der Feldarbeit, zwischen Kochen und Kinderhüten, nach den Schulaufgaben und auf dem Fahrrad, der kleine Transistor ist immer mit von der Partie.

In den ländlichen Gegenden im Süden Malis ohne Zeitung, Telefon und Fernsehen ist das Radio nicht nur Informationsquelle, sondern auch Kom-

munikationsmittel. Über den lokalen Sender erfahren junge Mütter von der Pockenschutzimpfung im nahegelegenen Dorf, vereinbaren Jugendliche aus zwei Dörfern ein Treffen. 52 km sind Mustapha und Salif den ganzen Tag lang gelaufen, um *ihr* Radio zu sehen, an der Station ein paar Worte mit *ihrer* Reportern zu wechseln und Grüße über den Äther nach Hause zu schicken. Onana, die beste Sängerin im Dorf, lauschte abends im Kreis ihrer Familie vergnügt den Liedern, die sie ein paar Stunden zuvor mit ihren Freundinnen ins Mikro gesungen hatte, und prüfte kritisch die Übertragungsqualität.

Radio zum Anfassen, zum Mitreden und -gestalten, Informationsgewinn, aber auch Anstoß für soziale Veränderung. „Die Programme zur Familienplanung könne man ruhig weglassen“, meinten einige junge Bauern aus einem Dorf bei Bougouni in Süd-Mali. „Nein, die müssen gesendet werden!“, protestierte es aus der anderen Ecke. Mehrere Stunden lang diskutierten Jugendliche über die lokalen Radioprogramme: Einige junge Frauen verteidigten vehement die Programme zu geschlechtsspezifischen Rollen, zur Familienplanung und zum Zusammenleben in der Familie. Im „jugendlichen“ Mali – fast die Hälfte der Bevölkerung ist jünger als 15 Jahre – leben überwiegend Muslime. In den ländlichen Regionen ist Polygamie noch üblich und wirft ganz eigene Fragestellungen auf. Da ist es spannend zu sehen, wie sich einheimische Radioreporterinnen der Herausforderung zwischen Tradition

und Emanzipation stellen. Ein selbstgemaltes Bild zeigt eine junge afrikanische Frau mit tausend Armen: Ein Arm umsorgt ein Kind, einer rührt in der Suppe, ein dritter schleppt Holz, ein vierter Arm schürt das Feuer, ein fünfter balanciert einen Eimer Wasser auf dem Kopf. – „Manchmal“, so die junge selbstbewusste Radiomoderatorin, „leiden die Kinder an Mangelernährung, einfach weil ihre Mütter nicht klarkommen mit all der Arbeit, es nicht schaffen, einmal am Tag etwas Warmes zu kochen.“

In einem anderen Dorf erfuhren wir, dass die Sendezeiten für die Kulturprogramme – bislang morgens für Frauen, abends für Männer – ausgetauscht werden sollten. Die jungen Frauen in dieser Gegend haben keine eigenen Radiogeräte und können Sendungen nur abends hören, wenn ihre Männer zu Hause sind, denn diese nehmen morgens den Transistor mit aufs Feld. Die Frauen und Männer im ländlichen Mali wissen nicht, wer oder was die *Food and Agriculture Organization (FAO)* ist und was sie mit dem Bürgerradio, oft dem einzigen, das in der lokalen Bambara-Sprache sendet, zu tun hat – es ist *ihr* Radio, das Radio der Landbevölkerung. Einziges Problem: Die Sendezeiten sind viel zu kurz. Ab morgen, bitte schön, Tag und Nacht Programm!

Monika Soddemann und Silke Weigang sind beigeordnete Sachverständige in der Abteilung Bildung, Kommunikation und Beratung bei der FAO in Rom.



Radio rund um die Uhr wünschen sich Jugendliche in Mali.

Foto: privat

Was ist ein Riff?

Hartmut Wilke

Jugendliche auf Pitogo, einer kleinen Insel in den Central Visayays der Philippinen wissen noch nichts von Existenzproblemen. Die im Vergleich zur Großstadt günstige Versorgungslage läßt sie sorglos in die Zukunft blicken, denn noch gibt es ausreichend Fisch im Meer vor der Haustür. Das Ende dieser Idylle ist jedoch absehbar, mahnt der Autor, wenn die schnell anwachsende Bevölkerung der Insel nicht schonender mit den Naturressourcen umgeht und nicht über die Auswirkungen ihrer Lebensweise auf das ökologische Gleichgewicht informiert wird. Vor allem für die Inseljugend ist das Verständnis dieser Zusammenhänge überlebenswichtig.



Ist das Riff erst einmal zerstört, müssen alte Autoreifen als schlechter Ersatz herhalten.

Foto: Archiv

Aus westlicher Sicht ist die Bescheidenheit der Menschen auf Pitogo erstaunlich. Sie drückt sich u. a. in den Zukunftswünschen der Jugendlichen aus: Die 14-jährige Mariss möchte eines Tages heiraten und viele Kinder haben. Der 16-jährige Jun Jun dagegen will nach der Schule in Manila als Taxifahrer viel Geld verdienen, und die 18-jährige Rose hat eine Anstellung bei der Gemeinde auf Pitogo. Ihr Einkommen als Schreibkraft reicht für den Lebensunterhalt, denn sie lebt noch bei ihrer Familie und ihre Brüder und Schwestern tragen ebenfalls mit einem kleinen *Business* zum Familieneinkommen bei, sei es mit dem Verkauf gerösteter Erdnüsse vor der Schule oder gekochter Maiskolben am Pier. Ihr sehnlichster Wunsch ist es, einen Brieffreund in Deutschland vermittelt zu bekommen.

Die Menschen auf der Inselgruppe von Pitogo leben offensichtlich noch ohne Not, weil sie mit einer einfachen

Bambushütte und einigen Kleidungsstücken zufrieden sind und über ausreichend Nahrung verfügen. Ein medizinischer Dienst betreut Kranke, und vier Stunden Strom am Abend halten das Verlangen nach statuträchtigen Kühlschränken in Grenzen. Alle Kinder besuchen die *Elementary School*, viele die örtliche *Highschool*. Abgesehen von dem einen oder anderen Mord aus Eifersucht oder von Streit um Grundbesitz ist Kriminalität unbekannt.

Dennoch gibt es Grund zur Sorge: Mein *Counterpart* Pedro Cartin, Pidong genannt, taucht nach fast vier Stunden Fischfang in seinem Auslegerkanu wieder vor dem heimatischen Lapining auf. Neun Pfund Fisch hat er in der Plastiktüte. Doch die Fische sind „untermäßig“, d. h. zu klein, als dass sie sich schon einmal hätten fortpflanzen können. Das bedeutet, dass die Zahl der Fische in den Fischgründen abnimmt und der Aufwand für einen aus-

reichenden Fang immer größer wird. „Überfischung“ nennen Experten diesen bedenklichen Zustand.

Dynamit zum Fischfang

Pidong, seine Frau Marcellina und seine 15 Kinder haben natürlich auch bemerkt, dass der Fang in den letzten Jahren stetig zurückgegangen ist. Doch einen Zusammenhang zwischen ihrer Lebensweise und dem Schwinden der Fischbestände sehen sie nicht. Wie alle Fischer der Insel geben sie anderen Umständen die Schuld: dem illegalen Fischen mit zu engmaschigen Netzen direkt vor den Küsten sowie dem Einsatz von Dynamit und vor allem von Blausäure, das jegliches Unterwasserleben vernichtet, und seit neuestem ist auch „El Niño“ als viertes und „gottgegebenes“ Phänomen mit im Spiel. Das klingt, als seien die Fischer den mächtigen Fischbaronen mit ihren großen Trawlern völlig ausgeliefert, machtlos gegenüber Giftmischern und Naturgewalten. Auf die Frage, was sie selbst dazu meinen, antworten sie: „Bahala na“ – „So Gott will ... noch reicht es ja.“

Was soll man da noch machen als Entwicklungshelfer – umgeben von Fischern, die ihre großen Familien gerade noch ernähren können und keinen Anlass sehen, etwas zu verändern? Schließlich haben die Inselbewohner mit ihrem „es wird schon“ Tausende von Jahren überlebt – gut überlebt. Und ihre Kinder sind's zufrieden. Aus ihrer Tradition heraus sind sie nicht gewohnt, das momentane Erleben in die Zukunft zu extrapolieren.

Werden sie demnächst feststellen, dass sie ihre Zukunft planen müssen, weil die 15 Kinder von Pidong, die sechs seines Bruders und die sieben der Schwester sowie die zahlreichen Kinder der anderen Familien auf Pitogo angesichts der knapper werdenden Ressourcen sonst schon bald in existenzielle Not geraten könnten? Bisher jedenfalls ist das Bevölkerungswachstum beängstigend groß, und auf dem Land außerhalb der großen Städte Manila oder Cebu City ist Geburtenkontrolle ein Fremdwort.

Sichtbar wird dies auf der Dorfstraße von Ubay, einer Stadt auf der Nachbarinsel Bohol: Nach Schluß der *Elementary School* strömen 890 Kinder auf die Straße, alle zwischen sechs und 16 Jahre alt. Über 20.000 der knapp 49.000 Einwohner des Gemeindebezirks Ubay sind Schulkinder. Was wird, wenn sie in fünf bis zehn Jahren selbst Familien gründen werden mit fünf, sechs oder sieben Kindern? Werden die erschöpften Ressourcen sie dann noch ernähren können?



Noch blicken die Kinder von Pitogo sorglos in die Zukunft.

Foto: Hartmut Wilke

Um diese Frage auch in Zukunft positiv beantworten zu können, hat die zuständige Landwirtschaftsbehörde einen Projektplatz eingerichtet und einen Entwicklungshelfer angefordert, der bei der Sicherung der schwindenden Ressourcen und bei der Verbesserung der Lebensbedingungen für die weitgehend vom Fischfang lebenden Bewohner der Pitogo-Inseln helfen soll.

Verständnis für die Umwelt schaffen

22.000 Einwohner leben auf der völlig entwaldeten, nunmehr mit Gras bewachsenen Insel Pitogo. Die Riffe sind vom Fischfang mit Dynamit zerbombt, die Mangroven zum Teil stark gerodet, die Fischgründe überfischte und die Brunnen mit Coli-Bakterien verseucht, versalzen oder ausgetrocknet. Unmittelbar vor der Küste und damit illegal kreuzen die Trawler mit ihren viel zu großen und feinmaschigen Netzen und lassen den Fischern von Pitogo kaum noch etwas zum Leben. Oder sie zerpfügen mit ihren Dredgen den Meeresboden, damit auch der kleinste Fisch noch herausgeholt und als *Trashfish*, als „Gammelfisch“ an die Futtermittelindustrie verkauft werden kann. Zurück bleiben schwer geschädigte Ressourcen.

Dank einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit von Entwicklungshilfe und regionaler Verwaltung lernen die Inselbewohner, sich gegen derlei Praktiken zu organisieren – mit ungewöhnlichem Erfolg: Die Bewohner von Gaus, einer zu Pitogo gehörenden Nachbarinsel, waren sehr verärgert

über illegale Fischer, die ihre Fanggründe plünderten. Sie gründeten mit Hilfe einiger von der EU geschulten einheimischen Berater eine *Association*, um gegen die unerlaubte Fischerei vorzugehen. 14 Tage später lagen fünf illegale Fischerboote an der Kette, zwei Personen warteten im Gefängnis auf ihr Verfahren. Es war auch Glück dabei, denn Polizei und Bürgermeister haben mitgespielt.

Warum funktionieren solche Maßnahmen, während gleichzeitig die Vermittlung einfacher Erkenntnisse über den pfleglichen Umgang mit der Umwelt fehlschlägt? Es ist doch überall Thema: In jedem Ort findet man Tafeln „Halte deinen Ort sauber und grün!“, und auch Wiederaufforstungs- und Strandreinigungsaktionen gibt es allenthalben, verfügt vom Landwirtschaftsministerium, initiiert von der Naturschutzbehörde und organisiert von Lehrkräften vor Ort. Die Schüler tun, was angeordnet wurde und wenden sich danach ihren persönlichen Interessen zu. Und so landet am nächsten Tag der Müll wieder auf dem Boden, und die jungen Bäume vertrocknen, weil niemand sie gießt. Die Aktionen verpuffen, weil die Menschen zwar wissen, was sie tun sollen, aber offensichtlich nicht, warum.

Bei der Arbeit auf Pitogo mit den offenen und freundlichen Inselbewohnern wird man schnell nachdenklich, ob es wirklich reine Nachlässigkeit und Ignoranz ist, wenn leere Batterien am Strand abgeladen, die Fischgründe mit Dynamit zerstört, Korallenblöcke für den Hausbau gesammelt und die Mangroven so radikal und häufig beschnitten werden, bis sie absterben.

Nachfragen machten schnell klar, dass die Ursache für derartiges Verhalten woanders liegt. Die Menschen sind schlicht und einfach nicht informiert!

Das ist zunächst verwunderlich. Erwartet man doch von einem Fischer, der mit seiner Tauchbrille ein Leben lang unter Wasser Fische speert, dass er sein Riff und die Zusammenhänge des Lebens darin kennt. Weit gefehlt! Sein Interesse ist einzig auf die Beute gerichtet. Er hat keine Muße, sich in Betrachtungen über die Schönheit der Unterwasserwelt zu ergehen und sich auch noch über biologische Zusammenhänge Gedanken zu machen. Er weiß, wann die Fische zu fangen sind und wo. Aber er weiß nicht, woher sie kommen und warum sie zu bestimmten Zeiten am Ort sind oder ausbleiben. Die ländliche Bevölkerung weiß auch nicht unbedingt, warum ein Baum abstirbt, wenn die Ziegen seine Rinde abnagen oder wenn man ihm immer wieder die Äste – und damit auch alles Laub – zur Feuerholzgewinnung abschneidet.

Woher sollen die Leute dies auch wissen? In der *Elementary School* und in der *Highschool* jedenfalls lernen sie das nicht. Dort sprechen die Kinder Vorgesagtes solange nach, bis sie es auswendig können. In diesem Zusammenhang fällt auf, wie „brav“ und fügsam die Kinder und Jugendlichen in dieser Region sind. Was verordnet wird, wird ausgeführt. Damit werden zwar die gewünschten Aktivitäten erreicht, aber leider kein Verständnis! Es ist wohl Bestandteil dieser von Großfamilien geprägten Kultur, dass die Heranwachsenden in einer streng hierarchischen Ordnung aufwachsen, die



Taucher untersuchen den Zustand des Riffs.

Foto: Archiv

sich in der Schule und im Berufsalltag fortsetzt. Man fragt die Lehrerin nicht – man wird gefragt. Und was Vorgesetzte im Berufsalltag sagen, wird nicht diskutiert, sondern „abgenickt“, wenn auch nicht unbedingt ausgeführt – die hier übliche Methode, Widerstand zu leisten. Kinder haben da noch keine Chance, auszurechnen.

Ein weiteres Hemmnis bei der Wissensvermittlung ist der Umstand, dass die Schüler in der *Highschool* nicht in ihrer Muttersprache sondern in Englisch unterrichtet werden. Das heißt, es gehen Lerninhalte durch Sprachbarrieren verloren. Auch manchen einheimischen, gut ausgebildeten Kollegen ist anzumerken, wie schwer ihnen die englische Sprache fällt. Nach einigen Minuten Gespräch ist ihre Aufnahmefähigkeit erschöpft, sie greifen unvermittelt zur Zeitung oder springen auf – ein untrügliches Zeichen dafür, dass eine Pause angesagt ist. Was aber einheimischen Experten schon viel Anstrengung abverlangt, das überfordert die Fischer und erst recht die Kinder und Jugendlichen, denen die Notwendigkeit des Natur- und Umweltschutzes erst noch nahegebracht werden muss.

Mit Rollenspielen gegen Umweltprobleme

Umwelterziehung kann nur funktionieren, wenn komplizierte biologische und ökologische Sachverhalte soweit auf das Wesentliche reduziert werden, dass sie einfach erscheinen, in wenigen Sätzen vermittelt werden können und trotzdem noch stimmen. Der Entwicklungshelfer sieht sich plötzlich in der Pflicht, nach neuen Formen der Wissensvermittlung zu suchen. Eigentlich auf Umweltdiagnose und Fachberatung eingestellt, findet er

sich plötzlich als „Drehbuchautor“ von Rollenspielen wieder in der Hoffnung, damit die nötige Aufklärung zu liefern, die zu einem anderen Umgang mit Riff oder Baum führt.

So entstanden „Drehbücher“, die die Nahrungskette im Meer oder an Land erklären, mit der beispielsweise die Gifte der achtlos weggeworfenen Batterien vom Menschen aufgenommen werden. Aber auch kompliziertere Sachverhalte, wie etwa das „Funktionieren“ eines Baumes, können so vermittelt werden; oder gar populationsdynamische Prozesse wie die optimale Befischung.

Das alles funktioniert mit wenigen Worten. Es werden keine langen Erklärungen, sondern Spielanleitungen gegeben. Das eigentliche Rollenspiel vermittelt den Lerninhalt dann nonverbal. Der entscheidende Unterschied zur Demonstration mit Postern oder zum Unterricht mit Tafel und Kreide besteht in der Beteiligung, in der wirklichen Teilnahme der Menschen am Geschehen. Und es sind keine Gruppen ausgegrenzt. Wenn unser „Gauklerteam“ im Dorf auftaucht, sind alle eingeladen: Frauen, Männer, Kinder, die Lehrkräfte und die Dorfoberen.

Zur „Weltpremiere“ unseres Stückes „Was ist ein Riff?“ waren 370 Zuschauer gekommen: die Kinder, von den Lehrerinnen brav aufgereiht, die Frauen im Sonntagskleid und die Männer mit Bügelfalten in den Hosen. Man würdigte das Spiel als ein besonderes Ereignis. Welche Chancen tun sich da für unsere Arbeit mit den Gemeinden auf!

33 Teilnehmerinnen und Teilnehmer melden sich, um das Riff darzustellen sowie die Fische, die dort Schutz und Nahrung suchen, und den Hai. Ein Fischer aus Pitogo und ein Dynamit-Fischer dürfen auch nicht feh-

len. Mit dieser Besetzung läßt sich ein Drama gestalten, bei dem die aktiven Teilnehmer *erleben*, was es heißt, wenn das Riff zerstört ist und die kleinen Fische keine Nahrung und keinen Schutz mehr finden, sobald der große Hai kommt und sie fressen will. Gebannt verfolgen die Zuschauer das Stück: Angstvoll schreien die Kinder auf, wenn der Hai die kleinen, schutzlosen Fische verfolgt und vor Gier erst einmal daneben schnappt.

Alle haben danach die einfache Lektion gelernt: Das Riff gibt Nahrung und Schutz. Und wenn das Riff zerstört ist, gibt es dort keine Fische mehr. Drei einfache Punkte, welche die Kinder hoffentlich nicht vergessen werden und die Lehrer mit Hilfe des Entwicklungshelfers aufarbeiten können. Sie liefern außerdem später die Grundlage für Gespräche in der Familie. Mit den erwachsenen Fischern aber läßt sich aufgrund des Erfahrenen gleich in die Diskussion und in die weitere Projektplanung einsteigen. Es ist erstaunlich, wie bereitwillig sie das Erfahrene noch am selben Tag einsetzen, um ihr Riff zu schützen und ihre Fischereimethoden zu verändern. Nicht Trägheit oder Nachlässigkeit also, sondern mangelnde Information waren die Ursache des Raubbaus!

Die Resonanz im Ort macht Mut und weckt die Hoffnung, dass die Kinder nicht nur von ihren Eltern lernen, sondern jetzt auch selbst mitreden und ihre eigenen Entscheidungen treffen können. Dies wird spätestens dann wichtig, wenn sie eines Tages in ihr eigenes Boot steigen, um ihre Familien zu ernähren.

Dr. Hartmut Wilke ist Meeres- und Fischereibiologe und seit 1997 Entwicklungshelfer des DED in den Philippinen.

Ungeliebtes Handwerk

Konrad De Bortoli und Sabine Schacknat

Dank guter Ausbildungsmöglichkeiten, Aufstiegschancen und weltweit geschätzter Qualitätsprodukte genießen technisch-handwerkliche Berufe in Deutschland ein hohes Ansehen. Ganz anders die Situation auf den Philippinen: Hier rangieren die Handwerksberufe ganz am Ende der sozialen Werteskala; entsprechend unbeliebt ist die technisch-handwerkliche Berufsausbildung bei den Jugendlichen. Der Autor schildert, welche Schritte bisher unternommen wurden, um diesem Zustand Abhilfe zu verschaffen und das Handwerk für die philippinische Jugend wieder attraktiv zu machen.

Eine „Handwerkskultur“, wie beispielsweise in Deutschland, die sich durch Tradition und Spezialistentum auszeichnet, sich über Generationen weiterentwickeln konnte und dadurch eine entsprechende gesellschaftliche Stellung innehat, ist in den Philippinen nicht zu finden. Das philippinische Handwerk ist noch sehr von der Agrargesellschaft geprägt, was sich an vielen seiner Produkte zeigt: Bambusbetten, -tische und -stühle, Flechtwerke jeder Art, Körbe, Matten und viele ähnlich Dinge werden in Familienbetrieben hergestellt. Für die Bedürfnisse des technisierten Lebens gibt es die städtischen Kleinbetriebe. Hier allerdings wird nicht produziert, sondern nur repariert: Reifenreparatur am Straßenrand, Kfz-Werkstätten in Hinterhöfen oder Ventilatoren-Reparaturshops, die nicht größer als Zeitungskioske sind. Allen gemeinsam ist, dass unter einfachsten Umständen Reparaturarbeiten mit großem Geschick durchgeführt werden.

Die Handwerker, die derlei Arbeiten ausführen, stehen allerdings in der sozialen Hierarchie ganz unten. In staubig-schmieriger Umgebung stellen sie entweder die wenig angesehenen Philippino-Produkte her oder versuchen, die importierten Artikel wieder in Gang zu setzen. Es gibt fast keine angesehenen einheimischen Produkte; entsprechend gering ist das Ansehen derjenigen, die diese Produkte herstellen.

Die Industrie im Land teilt sich in zwei Bereiche. Zum einen Teil ist sie in der Hand von Ausländern und erstellt mit importierten Materialien Produkte für den Export. Hier gibt es ein paar wenige Spezialisten, die den Produktionsablauf festlegen, und eine Vielzahl ungelernter Arbeiter, die jederzeit austauschbar sind. Zwar geben diese

Firmen etlichen Menschen Arbeit, aber in der Regel nur auf unterstem Niveau.

Die für den lokalen Markt produzierende Industrie stellt zwar eine breite Palette von Produkten her, sie werden aber als minderwertig angesehen. Wer es sich leisten kann, kauft importierte Waren.

Am Ende der sozialen Stufenleiter

Das Bestreben der Jugendlichen, die an jeder Ecke mit Werbung für den „modernen Lebensstil“ konfrontiert werden, ist es, in sauberer Umgebung das große Geld zu machen. So träumen die meisten philippinischen Jugendlichen, die an einen technischen Beruf denken, von einer Karriere als Ingenieur in gehobener Stellung, in sog. *White Collar Jobs*. Die Ausbildung hierfür findet an *Colleges* oder Universitäten statt und hat in der Regel keinen Praxisanteil. Natürlich finden nur die Besten derjenigen, die sich überhaupt eine solche Ausbildung leisten können, nach erfolgreichem Abschluss eine Anstellung. Die große Mehrheit wird Verkäufer, Taxifahrer oder arbeitslos.

Der Wunsch, sich den Kragen nicht schmutzig zu machen, ist aber nicht nur dem von Massenmedien und Verkaufsstrategen weltweit aufgebauten *Be Rich – Have Fun – Go West*-Leitbild geschuldet, sondern auch, wie man sich leicht vorstellen kann, der Unattraktivität der technisch-handwerklichen Berufe, der sog. *Blue Collar Jobs*. 88 % aller philippinischen Angestellten arbeiten in Unternehmen mit bis zu neun Angestellten. Das sind jene Betriebe, die mit einfachstem Werkzeug und manchmal in unglaublichesten Werkstattgebäuden produzieren und reparieren. Ein Blick in ein paar

Werkstätten lässt vermuten, dass sich die Jugendlichen von den dort herrschenden Zuständen eher abgestoßen fühlen. Wer wagt als Tischler schon gerne kniehoch in staubigen Spänen, um die mit offen laufenden Transmissionsriemen betriebene Kreissäge zu bedienen? Wer träumt schon davon, in einer finsternen Hinterhofschlosserei auf öligem Boden auszurutschen? Wer bewirbt sich freiwillig um einen solchen Job? – Natürlich diejenigen, die am Ende der sozialen Stufenleiter stehen.

Die Gespräche mit ein paar jugendlichen Schreinerlehrlingen bestätigen diese Vermutung. Alle drei kommen aus sehr armen Verhältnissen und träumen eigentlich davon, Regierungsangestellter oder Ingenieur zu werden. Die finanzielle Lage der Familie lässt dies aber nicht zu. So sind George, Adexter und Ted froh, überhaupt eine Arbeit gefunden zu haben. Sie arbeiten in einem von der *Wood Producers Association of Cebu* (WOPAC) betriebenen und von DED und GTZ unterstützten Trainingscenter in Cebu, in dem seit einigen Jahren nach dem dualen System ausgebildet wird. Die Werkstatt des Trainingscenters hat einen relativ hohen Standard und kann von der Ausstattung her mit mancher Kleinschreinerei in Deutschland mithalten. Die drei hätten sie aber gerne größer und kühler: „Es ist manchmal einfach zu heiß. Dann steigt den Ausbildern die Hitze in den Kopf und sie werden ungeduldig.“ Trotzdem mögen sie ihren Beruf und sind motiviert, mehr zu lernen, um mehr Tätigkeiten ausführen zu können. Ted: „Ich will wissen, wie die ganzen Dinge zu machen sind und später meine eigene Schreinerei aufmachen.“ Auch George ist begeistert über die Ausbildungsmöglichkeit im Trainingscenter: „Ich bin sehr glücklich, dass ich hier lernen kann, wie man Möbel baut. Die Nachfrage nach guten Schreibern ist groß in Cebu.“

„Ich will einen guten Job haben, so dass meine Kinder aufs College gehen können“, meint Ted. „Ich musste während des ersten Jahres das *College* verlassen, weil meine Eltern das Geld nicht hatten. Ich möchte meinen Kindern diese Erfahrung ersparen.“ Alle drei haben früher nie daran gedacht, Schreiner zu werden und sind nur durch Zufall auf das Trainingscenter gestoßen.

Sowohl Ted als auch Adexter und George haben viele Freunde, die keine geregelte Arbeit finden. Sie arbeiten als sog. *Standby-Workers*, eine Art Tagelöhner. Auf die Frage, ob es schwer sei, in den Philippinen eine geregelte Arbeit zu finden, antworten alle drei, dass es zwar schwierig, aber nicht unmöglich sei, wenn man nur wolle,

Nur Importartikel sind „in“.





Überlandbus „made in Philippines“, aufgerüstet mit ausländischen High-Tech-Produkten

Foto: Archiv

keine Drogen nähme und nicht kriminell sei. Die allgegenwärtige Propaganda hat offensichtlich auch diese Jugendlichen überzeugt: Obwohl sie die Realität kennen, glauben sie an die Doktrin des „Wer will, der kann“.

Aufwertung der technischen Berufsausbildung

Mittlerweile gibt es in Cebu City einige Schulen bzw. Trainingszentren, die ähnlich qualifiziert ausbilden wie das WOPAC Trainingscenter. Durch Zusammenarbeit von privaten Schulen, von kirchlichen Trägern oder *Industrial Associations* und der 1994 gegründeten staatlichen Bildungsbehörde TESDA sind duale bzw. dem dualen System angeglichene Ausbildungsgänge entstanden, die Jugendlichen eine handwerklich solide, den Anforderungen der Industrie gerecht werdende Ausbildung bieten. So gibt es in Cebu City neben der Möglichkeit, sich zum Schreiner ausbilden zu lassen, verschiedene Lehrgänge in Schulen bzw. Trainingszentren, die Elektriker, Kühl- und Klimaanlagebauer, Schlosser

oder Gastronomiefachkräfte ausbilden. Die Verbindung der Schulen zur Industrie spielt für die Qualität der Ausbildung eine genauso große Rolle wie der gute Kontakt zu den Schülerinnen und Schülern.

Ein hervorragendes Beispiel für diese Kooperation ist das *Banilad Training Center for Professional Development* (BTCPD). Das ist eine von einer Stiftung getragene Schule, die junge Frauen zu Gastronomiefachkräften ausbildet. Die Lehrerinnen kennen die Bedürfnisse ihrer Partnerbetriebe ebenso, wie sie die Fähigkeiten ihrer Schülerinnen einschätzen können, und arbeiten deshalb äußerst erfolgreich. Hotels und Restaurants sind begeistert von den Absolventinnen dieser Schule. Das Trainingscenter ist ein Paradebeispiel für gute Haushaltsführung und Dekorationsgeschick und deshalb eine persönliche Aufwertung für alle, die diese Ausbildung absolvieren. Entsprechend begeistert sind die Schülerinnen. In den Trainingszentren der *Industrial Associations*, zu denen sich kleine bis mittlere Ausbildungsbetriebe zusammengeschlossen ha-

ben, ist die Verbindung von Theorie und Praxis ebenfalls sehr nah, da die Besitzer einen relativ engen Kontakt zu den Ausbildern haben.

Gelingt es, mehr gute Trainingszentren zu schaffen, können einerseits attraktivere Arbeitsmöglichkeiten für die Unterschicht geschaffen und andererseits langfristig die Qualität einheimischer Produkte erhöht werden. Auch die ortsansässige Industrie stellt langsam fest, dass mit gut ausgebildetem Personal höhere Qualität erzeugt werden kann.

In den Provinzen, wo immerhin 60 % der Bevölkerung lebt, gibt es bis auf ein paar Ausnahmen keine technische Berufsausbildung. Vereinzelt Trainingszentren, deren Standard allerdings sehr niedrig ist, vermitteln Grundkenntnisse des Schweißens, der Elektrotechnik und der Kfz-Mechanik. Fischer und Farmer dagegen gelten nicht als Beruf, sondern sind eine Lebenssituation. Aber auch hier ist etwas in Bewegung. Durch einen Führungswechsel bei TESDA bewegt sich die staatliche Behörde auf Nichtregierungsorganisationen zu und will gerade im ländlichen Bereich die Berufsbildung fördern. Weiterbildung der Farmer- und Fischerjugend ist eines der Hauptziele in den nächsten Jahren.

Der Aufbau von vorbildlichen Trainingszentren kann sicher dazu beitragen, dem philippinischen Handwerk und der Industrie ein besseres Ansehen zu verleihen und mehr Jugendlichen eine qualifizierte Ausbildung zu bieten. Gleichzeitig aber müssen die Betriebe bestrebt sein, höhere Qualität zu produzieren, um aus ihrem Nischendasein hervorzutreten. Nur so kann sich eine philippinische Wirtschaft entwickeln, die auch an Ansehen im eigenen Land gewinnt.

Ein frommer Wunsch, ein langer Weg! Das schnelle Geld ist damit nicht zu machen, und die Hürden sind hoch, spielt doch neben allen wirtschaftlich-technischen Erwägungen auch kulturelles Selbstbewusstsein eine große Rolle. Die eigene Kultur wertschätzen zu lernen, die im Land produzierten Waren weiterentwickeln zu wollen und die damit verbundene gesellschaftliche Aufwertung der produzierenden Menschen sind wichtige Schritte auf dem Weg zur Erneuerung des philippinischen Handwerks.

Konrad De Bortoli ist Schreinermeister und seit 1998 Entwicklungshelfer des DED in den Philippinen. Sabine Schacknat ist Innenarchitektin und Schreinerin und ebenfalls seit 1998 Entwicklungshelferin des DED in den Philippinen.

Wovon Jugendliche in Ruanda träumen

Theophile Mbinani und Gerald Guskowski

In dem vom Krieg 1994 noch immer gezeichneten Ruanda blickt man allmählich wieder in die Zukunft. So hat sich das ruandische Jugendministerium die Förderung einer marktgerechten Ausbildung für benachteiligte Jugendliche auf die Fahnen geschrieben. In ausgewählten Berufsbildungszentren können Jugendliche handwerklich-technische Fähigkeiten, aber auch unternehmerische und soziale Kompetenzen erwerben. Die beiden Autoren sehen darin einen wichtigen Beitrag zur sozio-ökonomischen Integration und zur Aussöhnung der überwiegend jungen Bevölkerung des Landes. Sie sprachen mit drei Jugendlichen über ihre Erwartungen an die Ausbildung, aber auch über ihre persönlichen Wünsche und Zukunftsperspektiven.



Valentine

Valentine, kannst du uns ein wenig über dich und deine Schulbildung erzählen?

Valentine: Ich bin 19 Jahre alt und wohne seit meiner Geburt in Rubona, in der Nähe des Ausbildungszentrums. Vor dem Krieg von 1994 habe ich die Primarschule beendet und bin dann zur Sekundarschule gegangen. Nach dem Krieg hatte die Familie nicht genügend Geld, um die Sekundarschulausbildung zu finanzieren. Darum bin ich auf die Primarschule zurückgegangen und habe nochmal die Aufnahmeprüfung zur Sekundarschule abgelegt. Leider hatte meine Familie dann immer noch nicht genügend Geld für die Sekundarschulausbildung. Deshalb habe ich mich entschlossen, im Ausbildungszentrum

Rubona eine Ausbildung zur Tischlerin zu machen. Meine Familie ist sehr arm, da mein Vater während des Genozids ermordet wurde. Ich bin das drittälteste Kind und habe noch zwei Brüder und vier Schwestern. Die ganze Familie arbeitet in der Landwirtschaft. Wir besitzen ein relativ großes Stück Land, haben aber nicht genug Mittel, es vollständig zu kultivieren.

Seremani, was kannst du uns über dich erzählen?

Seremani: Ich bin 14 Jahre alt und habe letztes Jahr die Primarschule erfolgreich

abgeschlossen. Seit Oktober mache ich eine Ausbildung zum Maurer und laufe jeden Tag eine Stunde zu Fuß zum Ausbildungszentrum. Während ich zur Schule gegangen bin, habe ich meiner Familie zu Hause in der Landwirtschaft geholfen. Ich bin das älteste Kind und habe zwei Brüder und zwei Schwestern. Meine Eltern betreiben hauptsächlich Landwirtschaft, kaufen

Zukunftsperspektiven



Seremani

aber auch Produkte auf größeren Märkten, um sie zu Hause in Mabare weiterzuverkaufen.

Jeremie, stellst du dich bitte vor?

Jeremie: Ich bin 19 Jahre alt und wohne im Sektor Nyamatete, wo ich auch geboren bin. Von dort laufe ich jeden Tag eineinhalb Stunden zum Ausbildungszentrum. Vor dem Krieg habe ich die Primarschule abgeschlossen und war danach auf der Sekundarschule. Mein älterer Bruder hat damals den Schulbesuch finanziert. Er ist während des Krieges geflohen und bis heute nicht zurückgekehrt. Meine Eltern sind Bauern und haben nicht genug Geld für meine Ausbildung, so dass ich nicht weiter zur Schule gehen



Jeremie

Fotos: privat

Non-formale Berufsausbildung in Ruanda

Seit 1997 unterstützt das Projekt zur Beschäftigungsförderung von Jugendlichen das Jugendministerium in Ruanda bei der Umsetzung markt- und bedürfnisorientierter non-formaler Ausbildung in den „Centres de Formation des Jeunes“ (CFJ). Die bis zu einjährigen Ausbildungsgänge sind sehr praxisbezogen und an partizipativen Ansätzen orientiert, damit die Jugendlichen aktiv an der Gestaltung ihrer Lebenswelt teilhaben können. Das Projekt wird vom BMZ finanziert und von der GTZ umgesetzt. Noch für dieses Jahr ist auch eine Kooperation mit dem DED angestrebt.

Viele Berufsbildungszentren in Ruanda wurden während des Krieges zerstört oder geschlossen. Auch das CFJ Rubona wurde aufgegeben und erst 1998 wieder geöffnet, nun allerdings mit verändertem Ausbildungsmodus: Statt der früher üblichen dreijährigen formalen Berufsausbildung erhalten die Jugendlichen nun eine auf ein Jahr verkürzte non-formale Ausbildung zum Tischler oder Maurer, die sie für eine spätere Beschäftigung im informellen Sektor befähigen soll. Für dieses Jahr sind weitere Ausbildungsgänge in Schneiderei, Lebensmittelaufbereitung und -konservierung und im Friseurberuf an verschiedenen Ausbildungszentren in Ruanda geplant. Das Projekt unterstützt auch weitere CFJ in anderen Landesteilen. Hierfür werden gesucht:

- ▶ ein Lebensmittelverarbeitungstechniker
 - ▶ ein Tischlermeister
- mit Beratungserfahrung und Französischkenntnissen.

kann. Seit Oktober nehme ich an der Ausbildung zum Tischler in Rubona teil.

Was versprecht ihr euch von der Ausbildung?

Jeremie: Ich hoffe, dass ich mich nach der Ausbildung mit anderen Jugendlichen zusammenschließen kann, um eine Werkstatt zu gründen. Vielleicht kann ich auch selbst eine Werkstatt aufbauen.

Valentine: Die Ausbildung ist nicht schlecht und sehr komplex. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es uns gelingt, uns nach der Ausbildung etwas aufzubauen. Für Mädchen ist das besonders schwierig; vor allem, wenn man wie ich eine Ausbildung gemacht hat, die typisch für Jungen ist.

Seremani: Die Ausbildung ist gut und vermittelt mir viele Kenntnisse. Außerdem mag ich den Maurerberuf sehr gerne. Mein Problem ist, dass ich etwas klein bin und nicht weiß, ob das in meinem Beruf akzeptiert wird. Ich nehme auch sehr gerne an den Tanznachmittagen im Zentrum teil. Wenn es dort nachmittags irgendwelche Aktivitäten gibt, komme ich erst bei Einbruch der Dunkelheit nach Hause. Wenn nicht, helfe ich meiner Familie in der Landwirtschaft.

Valentine, mußt du auch zu Hause helfen?

Valentine: Wenn im Zentrum nach-

mittags Tanz ist, gehe ich hin und komme erst sehr spät nach Hause. An den anderen Tagen muss ich zu Hause helfen.

Jeremie, wie geht es anderen Jugendlichen in deiner Nachbarschaft? Womit beschäftigen sie sich?

Jeremie: Bei uns gibt es viele Jugendliche, die keine Arbeit haben. Sie gehen oft auf die lokalen Märkte, um nach einer kleinen Beschäftigung zu suchen. Die anderen Jugendlichen treiben sich herum. Ich selbst würde gerne irgendwann vom Land wegziehen und am liebsten Mechaniker werden. Eine Familie will ich noch nicht gründen, dafür bin ich noch zu jung. In der Freizeit würde ich gerne fernsehen und Video schauen.

Valentine, was hast du für Träume für die Zukunft?

Valentine: Ich würde gerne Ärztin werden. Später will ich einmal eine Familie gründen. Die Mädchen, die in meinem Alter schon verheiratet sind, haben es meist nicht sehr gut zu Hause, deshalb möchte ich mit dem Heiraten noch warten. In meiner Freizeit hätte ich gerne eine Möglichkeit, fernzusehen – für den Tanz bin ich nicht talentiert genug.

Welche Interessen hast du, Seremani?

Seremani: Ich wäre gerne Grundschullehrer. In der Freizeit spiele ich

gerne Fußball und würde auch gerne Fernsehen schauen.

Jeremie, was könnt ihr Jugendlichen zur Entwicklung Ruandas beitragen?

Jeremie: Es ist gut, wenn man uns nach unserer Meinung fragt, bevor man eine Entscheidung trifft. Wir bilden eine große Gruppe der Bevölkerung und außerdem sind wir das Ruanda von morgen.

Könnt ihr nach den Ereignissen der Vergangenheit noch optimistisch in die Zukunft schauen?

Jeremie: Ich glaube, dass es trotz aller Ereignisse von 1994 mit der neuen Regierung, die sich um Versöhnung bemüht, vorangehen kann. Ich mache mir nur Sorgen um den Nordwesten des Landes, von dem immer wieder neue Probleme und Versuche der Unterwanderung ausgehen.

Valentine: Wenn wir die Ratschläge der neuen Regierung befolgen, dann kann nichts die Rückkehr zur Ruhe und nationalen Einheit aufhalten. Obwohl ich ein Opfer des Genozids bin, schaue ich doch optimistisch in die Zukunft.

Was habt ihr sonst noch für Wünsche?

Jeremie: Weil wir Jugendlichen noch immer unter den Folgen des Krieges leiden, würde ich mir noch mehr Ablenkung im Ausbildungszentrum wünschen. Damit könnten wir besser all die Probleme vergessen, mit denen wir konfrontiert sind. Video zum Beispiel wäre toll. Jugendliche, die ihre Ausbildung beenden, sollten eine finanzielle Unterstützung zur Existenzgründung bekommen.

Seremani: Viele Jugendliche haben im Krieg ihre Eltern verloren oder ihre Eltern sind von den Ereignissen noch immer traumatisiert. Die sind dann oft nicht in der Lage, ihre Kinder zu unterstützen. Da wäre es gut, wenn es eine spezielle Unterstützung für diese Jugendlichen gäbe – materiell und in Form von Beratung.

Valentine: Für uns Mädchen ist besonders schwierig, dass unsere Eltern oft keinen Sinn in einer beruflichen Ausbildung sehen – besonders in Bereichen, die früher eher für Jungen reserviert waren. Deshalb verweigern sie die notwendige finanzielle Unterstützung. Auch ist es schwierig, wenn wir den ganzen Tag von zu Hause weg sind und nicht helfen können.

Vielen Dank für das Interview und viel Erfolg bei der Ausbildung.

Gerald Guskowski ist GTZ-Ansprechpartner für das Projekt. Théophile Mbinani arbeitet im Ausbildungszentrum Rubona.

Informelle Lösungen für ein Bildungsproblem

Kerstin Kude-Osman

Für viele Jugendliche in Uganda ist die formale Bildung in Schulen und Ausbildungszentren ein unerreichbarer Luxus. Sie brauchen informelle Lösungen, wie sie die Autorin beschreibt, um ihre Bildungsdefizite zu überwinden. Dass es ihnen weder an Intelligenz noch am guten Willen, sondern lediglich am Geld für die nötige berufliche Qualifizierung fehlt, zeigt der Lebensweg des porträtierten Jugendlichen, der stellvertretend für den Überlebensalltag einer ganzen Generation steht.

Seit August 1997 arbeite ich in Soroti, einer Kleinstadt im Osten Ugandas in einem Kooperationsprojekt des *Ministry of Gender, Labor and Social Development*, der GTZ und des DED zur Förderung von Kindern und Jugendlichen in schwierigen Lebensumständen. In diesem Projekt geht es um Kinder und Jugendliche, die wegen Armut, Verwaisung oder einem überlasteten Sozialsystem keine Schulbildung erhalten, die auf der Straße leben und schon mit elf Jahren ihren Alltag selbst organisieren und häufig auch noch ihre Familien unterstützen müssen. Die Zahl der derart benachteiligten Jugendlichen wächst beständig. Unser Projekt unterstützt Jugendliche bei der beruflichen Orientierung und fördert non-formale Berufsbildung sowie einkommenschaffende Maßnahmen. Außerdem beraten wir Institutionen und Nichtregierungsorganisationen, die in der Kinder- und Jugendfürsorge tätig sind.

Jugend in Uganda, das heißt Rap, Reggae und Kickboxing inmitten traditioneller Lebensweisen. Das heißt aber auch, im Zwiespalt von Zukunftsvisionen und *No Future* zu leben. Jugendlischer in Soroti zu sein ist nicht schwerer oder leichter, vergnüglicher oder weniger spaßig als in Deutschland – es ist nur anders. Die allgemeinen Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen in Uganda unterscheiden sich grundlegend von denen in Deutschland. Zwar machen auch in Deutschland wachsende Armut und damit einhergehende soziale Probleme immer mehr Kinder zu sog. „Schulversagern“, doch das Recht auf Bildung ist gewährleistet, Bildung ist sogar Pflicht. Bis hin zur beruflichen Bildung erhalten Kinder und Jugendliche

in Deutschland ihre Ausbildung gebührenfrei, und die Eltern sind „nur“ für Erziehung und Unterhalt verantwortlich; anders in Uganda.

**Non-formale
Ausbildung**

**Sponsoren
für die Ausbildung gesucht**

Die Grundschulausbildung in Uganda ist seit 1997 frei, d. h. Familien müssen keine Schulgebühren mehr zahlen. Und doch verhindert gerade in ländlichen Gebieten die Armut, dass Kinder zur Schule gehen. Einerseits sind Schuluniformen und Lehrmaterialien für viele Familien unerschwinglich, andererseits werden Kinder oft als kostenlose Arbeitskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt. Es ist noch ein weiter Weg, bis allen ugandischen Kindern eine Grundschulausbildung ermöglicht werden kann. Doch mit der Abschaffung der Grundschulgebühren ist ein erster Schritt gemacht.



Jugendliche in Uganda sind auf non-formale Ausbildung angewiesen.

Foto: Archiv

Seite 23
DED-Brief 1/99

**Bis zur
Verwirklichung von
Rashids Traum ist es
noch ein langer Weg.**

Foto: Kerstin Kude-Osman



Der Übergang in die Oberschulen dagegen bleibt für viele ein Traum, denn dort müssen noch immer Gebühren bezahlt werden. So arbeiten viele Jugendliche schon während der Schulzeit – nicht wie bei uns, um ihr Taschengeld aufzubessern, sondern um die Schulgebühren aufzubringen. Regelmäßig zu Schuljahresbeginn kommen unzählige jugendliche Bittsteller in unser Büro, die einen Sponsor oder Arbeit suchen. Bei der Berufsausbildung wiederholt sich das Problem, denn auch hierfür müssen die Familien bezahlen. Außerdem mangelt es – mehr noch als bei uns – an Ausbildungsplätzen, und gerade der Unterricht in Ausbildungszentren ist oftmals viel zu wenig praxisorientiert.

Häufig sind die Jugendlichen auf non-formale Wege der Berufsausbildung angewiesen. So können sie in ländlichen Gebieten für einige Monate bei lokalen Handwerkern mitarbeiten. Dieses „Training“ bezahlen die Eltern dann z. B. mit Hühnern oder anderen Naturalien. Danach stellt sich dem angehenden Junghandwerker allerdings wieder die Frage: Woher Werkzeuge und Materialien nehmen, um nach den Lehrmonaten selbständig oder auch angestellt bei einem Handwerker weiterzuarbeiten?

Um dieses Problem zu lösen, organisiert unser Projekt in Kooperation mit drei Nichtregierungsorganisationen Kurzzeitausbildungen bei lokalen Handwerkern und betreut die Auszubildenden während dieser Trainingsphasen. Außerdem bekommt jeder Auszubildende Werkzeuge, um seine Chancen zum Berufseinstieg nach der Ausbildung zu verbessern. Gerade benachteiligte Jugendliche haben in Uganda eigene Wege entwickelt, ihr Leben zu managen. Deswegen versuchen wir, unsere Angebote auf ihre Bedürfnisse und individuellen Lebenssituationen abzustimmen und mit unserer Arbeit auf ihren Fähigkeiten und Interessen aufzubauen. Bei Rashid scheint es uns geglückt zu sein, den ersten Schritt seiner Zukunftsvision

zu unterstützen. Es bleibt abzuwarten, wie er diese Chance weiter nutzen kann.

Kerstin Kude-Osman ist Pädagogin und seit 1997 als Entwicklungshelferin des DED in Uganda.

Berufswunsch: Automechaniker-Gehilfe

Kerstin Kude-Osman

Rashid Abu ist 16 Jahre alt. Er ist im Sudan geboren, und als er vier Monate alt war, sind seine Eltern vor dem Krieg im Südsudan geflohen und siedelten sich in Soroti im Osten Ugandas an. Seine Mutter Sura starb, bevor er drei Jahre alt war, sein Vater Abu wurde von Rebellen erschossen, und so blieb Rashid für zwei Jahre bei Nachbarn, bis seine Großmutter nach Soroti kam. Rashid hat nur drei Jahre die Schule besuchen können, weil er seiner Großmutter, die von der Herstellung von Matten und Körben lebte, beim Verkauf helfen musste. Die drei Schuljahre hat er als eine Zeit in Erinnerung, in der er täglich nach Hause kam, ohne auf Essen hoffen zu können.

Mit elf Jahren hat Rashid endgültig aufgehört, auf eine Schulbildung zu hoffen. „Wenn ich zur Schule gehe, bekomme ich nichts zu essen, wie soll ich also lernen?“, weiß er aus Erfahrung. Er arbeitete fortan als Babysitter bei verschiedenen Familien, war zum Säubern eingestellt und verdiente sich damit sein Essen und seine Kleidung; einer der Arbeitgeber bezahlte der Großmutter auch die Miete für ihr Zimmer. Rashid hat auch viel für die Wazungu, die Weißen, gearbeitet. Sie wollten ihn immer in die Schule zurückschicken, aber das Problem „Schulgeld und Lebensunterhalt“ wurde nie gelöst. 1997 starb Rashids Großmutter, und seitdem lebt er allein. Er hat sich ein Zimmer gemietet, und es scheint ihm besser zu gehen. Es ist scheinbar leichter für ihn, nur für sich selbst zu sorgen und nicht auch noch für seine alte Großmutter. Von Mai bis November 1998 nahm Rashid an einem Automechaniker-Training teil, und weil er gern mehr lernen wollte, besuchte er in einer anderen Werkstatt ein weiterführendes Training. Er bekommt Essen und ein Taschengeld, von dem er seine Miete bezahlen kann. Außerdem arbeitet er am Wochenende im Garten eines Weißen. So hofft er, sich seinen Traum zu erfüllen und irgendwann eine Arbeit als Automechaniker-Gehilfe zu bekommen und für den Führerschein sparen zu können. Denn Rashid will Fahrer werden und dann eine Familie gründen. In seiner Freizeit spielt Rashid Theater, hört gerne Popmusik, joggt und fährt Fahrrad. Viel Zeit hat er allerdings nicht für seine Hobbys, denn er muss Wasser holen, seine Kleidung waschen, kochen, sein Zimmer sauber halten und für sich abends und am Wochenende Essen zubereiten. „Für meine Großmutter zu sorgen war schwer, aber sie war für mich da und hat mich erzogen“, erzählt Rashid. „Sie hat gesagt, was gut und was schlecht ist. Jetzt bin ich allein und muss alles selber wissen.“

Einsames Hirtenleben

Tillmann Hartmann

Von einer besonderen Art des Erwachsenwerdens berichtet der Entwicklungshelfer aus Lesotho. Das Leben einer großen Gruppe von Jugendlichen, den sog. „Herdboys“, wird nicht durch Schule und Elternhaus geprägt, sondern durch die Isolation und Einsamkeit ihrer Arbeit in abgelegenen Bergregionen. Das hat oft fatale Folgen für die Entwicklung der Heranwachsenden und für ihre spätere soziale Integrationsfähigkeit.

Lejaka Masoenyane ist 14 Jahre alt und ein *Herdboy*, ein Hirtenjunge im Gebiet des rund 2.800 Meter hohen Mohlkolane's Pass. Er ist seit dem Alter von fünf Jahren immer mal wieder *Herdboy* gewesen. Seine Familie hat noch zwei andere Hirten, was Lejaka erlaubt, ab und zu die Schule zu besuchen. Er ist in der vierten Klasse und hofft, nun öfter in die Schule gehen zu können, da sein jüngerer Bruder die Arbeit übernehmen soll. „Meine Mutter will mich zur Schule schicken, aber mein Vater braucht jemanden, der mit den drei Eseln, zwei Pferden und sechs Kühen in den Bergen bleibt“, erklärt er. Jetzt im Sommer soll er an der *Cattle Post* bleiben, aber er freut sich nicht darauf: „Letztes Jahr im März kamen nachts fünf bewaffnete Viehdiebe und haben die Kühe weggetrieben. Weil sie Gewehre hatten, trauten

wir uns nicht, sie zu verfolgen.“ Eine von Lejakas Aufgaben wird dann sein, bei Bedarf ins Dorf zu reiten und Maismehl für die *Herdboys* zu besorgen, die ständig an der *Cattle Post* bleiben. Ansonsten verbringen er und die anderen Jungen die Zeit in den Bergen mit der Jagd von Hasen und Schakalen zur eigenen Verpflegung. Auch wild wachsende Gemüsearten bereichern die Mahlzeiten. „Und wenn mir langweilig ist, spiele ich auf meiner Mundharmonika“, sagt Lejaka.

■ Hätetest in den Bergen

Nahezu jeder männliche Basotho ist zumindest für eine bestimmte Zeit seines Lebens *Herdboy*. Dies wird als wichtige Periode auf dem Weg zum Erwachsenwerden betrachtet. Manche werden schon im Alter von fünf Jah-

ren zum Hüten der Schafe, Ziegen oder Kühe in die Berge geschickt; die Mehrheit folgt mit neun oder zehn Jahren. Die ältesten *Herdboys* sind über 20 Jahre alt.

Dass diese Tradition einen großen Einfluss auf den gesamten Lebensstil der Basotho hat, ist unbestritten. Nach vorsichtigen Schätzungen leben 60.000 Kinder und Jugendliche oft wochenlang sich selbst überlassen in sog. *Cattle Posts*. Und das Leben ist hart oben in den Bergen: Jeder Monat im Jahr kann in den über 3.000 Meter hohen Bergen Schnee bringen; Schneestürme, Blitzschlag und Unfälle fordern jedes Jahr Todesopfer.

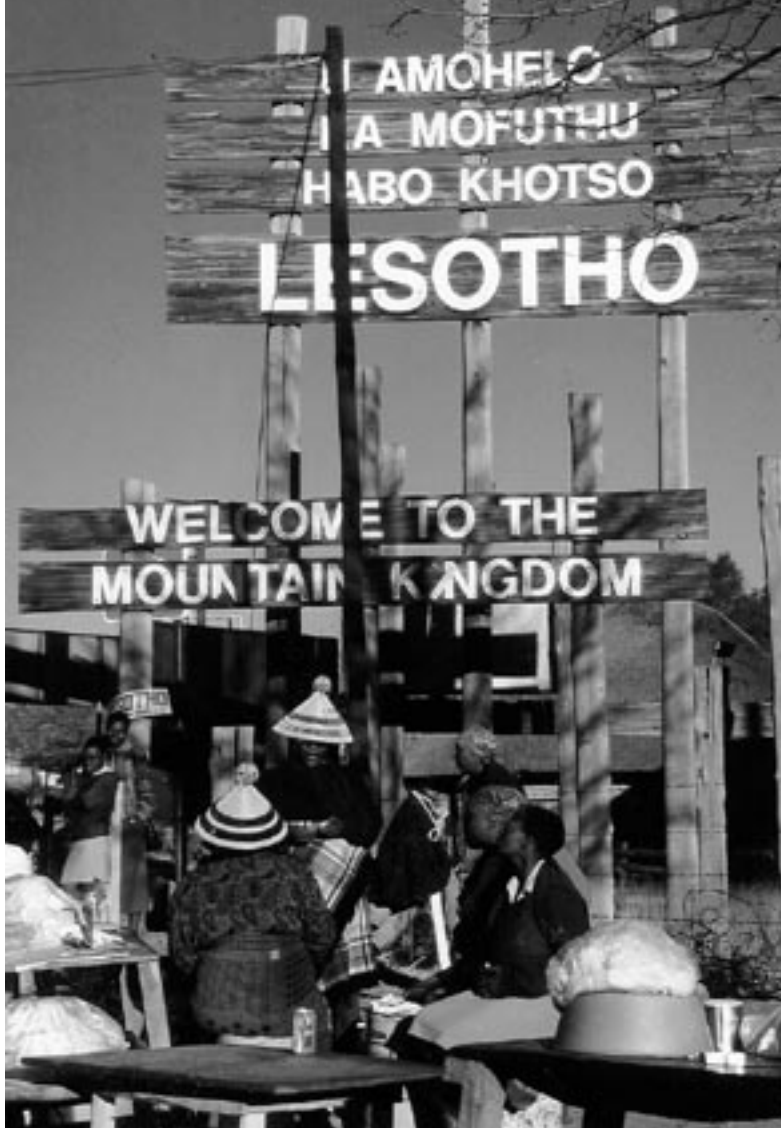
Die einfachen Rundhütten, in denen die Jungen leben, haben keine Türen, Betten oder andere Ausstattungsgegenstände. Die *Herdboys* bekommen eine Decke, die tagsüber als Umhang und nachts als Bettdecke dient. Die Glücklicheren nennen noch eine zerrissene lange Hose und ein altes T-Shirt ihr eigen. Gegessen wird ein aus Maismehl und Wasser zubereiteter Brei. Im Falle von Krankheiten oder Unfällen bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich auf den Erdboden der Hütte zu legen und zu hoffen, dass es vorübergeht. Ein Arzt oder Hospital ist in der Regel nicht erreichbar.

Obligatorische Wahrzeichen der *Herdboys* sind Gummistiefel und Hartholzstock. Die Führerschaft innerhalb der Gruppen wird durch *Kalla*, durch Stockkämpfe geklärt. So bleibt den Kleineren nichts anderes übrig, als sich unter den Schutz der 18-/19-jährigen Jungen zu begeben und die niederen Arbeiten zu machen, wie Feuer-



Der Hirtenjunge Lejaka Masoenyane lebt den Sommer über an der „Cattle Post“ in den Bergen Lesothos.

Foto: Tillmann Hartmann



An der Grenze zu Lesotho

Foto: Werner Gartung

holz suchen oder den Maisbrei zubereiten. Nachts treibt sie oft die Angst vor Monstern, Hexen und – durchaus real – vor bewaffneten Viehdieben um.

Die Überwindung all dieser Widrigkeiten und die Entwicklung eigener Überlebensstrategien verschafft den *Herdboys* ein Überlegenheitsgefühl gegenüber den Gleichaltrigen, die zur Schule gehen. *Herdboy* zu sein gilt als zeitiger, aber notwendiger Schritt zum Erwachsenwerden. Die rund 12.000 in Lesotho lebenden Vollzeithirten werden mit einer Kuh pro Jahr oder 150 Maloti – rund 50 DM – pro Monat bezahlt. Damit tragen sie nicht unwesentlich zum Familieneinkommen bei.

Isolation formt den Charakter

Einige der *Herdboys*, die längere Zeit in den Bergen gelebt haben, zeigen erhebliche Verhaltensauffälligkeiten, denn das Leben in den *Cattle Posts* wird über Wochen von Langeweile und dem Gefühl der Isolation dominiert. Reizarmut und mangelnde Zuwendung im Zusammenspiel mit den harten physischen Anforderungen lässt die Hirten sich selbst als eine außerhalb der Gesellschaft stehende Gruppe erle-

ben. Die elterliche Vernachlässigung über so lange Zeiträume während der Kindheit macht es später oft schwer, die Jugendlichen wieder in das dörfliche Leben zu integrieren.

Eltern beschwerten sich oft über die „wilden“ Verhaltensweisen ihrer zurückgekehrten Kinder. Einfachste Regeln beim Essen und bei der Körperpflege müssen erst wieder gelernt werden. Auch die rechtlichen Folgen von Diebstählen, Körperverletzung oder Vergewaltigungen sind den *Herdboys* oft nicht bewusst. Das macht sie zu einer ungeliebten Gruppe in der Gesellschaft. Trotzdem werden selten Zusammenhänge zwischen ihren Lebensbedingungen und ihrem Verhalten gesehen. Aber die Erfahrungen aus der Kindheit hinterlassen ihre Spuren und haben wesentlich dazu beigetragen, dass in der lesothischen Gesellschaft physische Gewalt zur Alltäglichkeit geworden ist.

Kinderarbeit in den Minen, in der Industrie und in Geschäften ist zwar verboten, der Situation der *Herdboys* aber werden die Gesetze Lesothos nicht gerecht. Vielmehr stützen sie das Rechtsempfinden der Bergbewohner: Kinderarbeit wird hier mit Begrif-

fen wie „aushelfen“ oder „mitmachen“ belegt. Eine restriktive Regelung oder gar ein Verbot der Arbeit als *Herdboy* ist nicht gewollt und auch nicht umsetzbar. Da Bildung in Lesotho bezahlt werden muss, bleibt den Ärmeren in der Gesellschaft oft nichts anderes übrig, als ihre Kinder als Schäfer unterzubringen.

Ihr Dasein als *Herdboys* lässt die Jungen im Bildungssektor durchs Raster fallen. So können sie erst zur Schule gehen, wenn ein jüngerer Bruder das Hüten übernimmt. Doch dann sind die oft schon Zehnjährigen frustriert, wenn sie zwischen Sechsjährigen das Lesen lernen sollen. Eine hohe vorzeitige Abgangsrate ist die Folge. Verstärkt wird diese Tendenz dadurch, dass in den höheren Jahrgängen Englisch als Bildungssprache üblich ist. Ein weiteres Problem ist, dass sich die Schulbildung nicht an den dörflichen Gegebenheiten der *Highlands* orientiert, wo zu Erntezeiten jede Hand benötigt wird. Auch die Schulwege sind für die jüngeren Kinder oft zu weit.

Vor zehn Jahren bestand für *Herdboys* wenigstens noch die Möglichkeit, sich später zur Arbeit in die südafrikanischen Minen zu verpflichten. Mit dem Verfall des Goldpreises und der hohen Arbeitslosigkeit in Südafrika verlieren aber immer mehr lesothische Minenarbeiter ihren Job. So bleibt den älteren *Herdboys* oft nichts anderes übrig, als das Heer der unausgebildeten Arbeitslosen zu vergrößern.

Schulbildung gegen Integrationsprobleme

Von Seiten der lesothischen Regierung wird das *Herdboy*-Problem vor allem auf die mangelnden Bildungsmöglichkeiten zurückgeführt. Ein erster Lösungsansatz ist der Bau von Grundschulen in abgelegenen Gebieten. Durch die Einbindung der Kommunen in den Schulbau entsteht die Möglichkeit und auch ein gewisser moralischer Druck, die Kinder zur Schule zu schicken. Allerdings erschwert eine historisch gewachsene „Mischfinanzierung“ – die Schulgebäude und Teile der Lehrmittel sind kirchliches Eigentum, der Staat bezahlt die Gehälter der Lehrer und andere Lehrmittel, und die Eltern zahlen die Schulgebühr –, klare Verantwortlichkeiten zu schaffen.

Abhilfe soll auch durch das *Lesotho Distance Training Centre* (LDTTC) geschaffen werden. Das LDTTC ist ein seit 1974 bestehendes Institut, das mit seiner Abteilung *Basic Education Unit* jugendlichen und erwachsenen Analphabeten in ländlichen Gebieten Lese-, Schreib- und Rechenkurse anbietet. Jedes Jahr nehmen rund 1.700 Jugendliche, Frauen und Männer an

den ca. 15-monatigen Selbststudien-
engängen teil. „Auch wenn es kein ei-
gentliches *Herdboy*-Programm ist“, er-
läutert die Koordinatorin der *Basic
Education Unit* Me Mofokeng, „so sind
doch der mehr als 70 %ige Anteil
männlicher Kursteilnehmer und das
durchschnittliche Alter der Schüler
zwischen 20 und 30 Indikatoren für
eine hohe Teilnahme ehemaliger *Herd-
boys*. Aufgrund dieser großen Zahl be-
schränkt sich die Funktion der Abtei-
lung auf das Training und die Überwa-
chung der Freiwilligen, die in den von
drei bis fünf Dörfern gebildeten *Learn-
ing Posts* die Klassen betreuen. Bei
den Kursbegleitern handelt es sich um
gewählte Vertrauenspersonen aus den
Dörfern, die als Mindestqualifikation
lesen und schreiben können müssen.
„Dadurch, dass LDTC keine Gehälter an
diese Kursbegleiter zahlen kann“, er-
läutert Me Mofokeng weiter, „können
manchmal gewisse Standards nicht
eingehalten werden.“ In der Verbesse-
rung der Betreuung liegt eines der Ar-
beitsfelder der nächsten Jahre.

Problematisch bleibt allerdings die
Raumfrage: Meist findet die Betreuung
im Haus des Kursbegleiters statt, d. h.
auf beengtem Raum und ohne ausrei-
chende Beleuchtung. Selbst wenn im
Ort ein Schulgebäude zur Verfügung
steht, wird es aus den unterschied-
lichsten Gründen nicht genutzt. Oft
sind die Kursteilnehmer zu schüchtern
und wollen nicht als Schüler gesehen
werden.

Auf die Stärken von LDTC angespro-
chen, erklärt Me Mofokeng sichtlich
stolz: „Das sind die von LDTC ent-
wickelten Arbeitsbücher. Um einen
kompletten Lese- und Schreibkurs zu
absolvieren, müssen vier Bücher für je
zwei Maloti – umgerechnet 70 Pfen-
nige – erworben werden“, erläutert
sie. Diese zwei Maloti decken bei wei-
tem nicht die wirklichen Kosten, son-
dern stellen eher einen symbolischen
Eigenbeitrag dar.

Auch die Nichtregierungsorganisa-
tionen, die sich mit der Bekämpfung
des Analphabetentums befassen, be-
nutzen die Arbeitsmaterialien des
LDTC. Durch spezielle Bildungsmaß-
nahmen versuchen sie, den *Herdboys*
eine Chance im formalen Sektor zu
eröffnen. Bekannt sind kirchliche Ini-
tiativen unter dem Dach der römisch-
katholischen Kirche Lesothos sowie
der Sieben-Tage-Adventisten. Aber
auch unabhängige Nichtregierungsor-
ganisationen wie zum Beispiel *Plenty
Lesotho* oder die vom DED unter-
stützte *Lesotho Association of Non-
formal Education* (LANFE) haben sich
dieser Aufgabe verschrieben. Unter-
stützung wird ebenfalls durch das
Herdboy Education Project der UNICEF
gegeben.

Selten aber werden über die Basisbil-
dung hinausgehende Konzepte ver-
folgt. Sister Josephine, eine Nonne,
die im abgelegenen Distrikt Mokhot-
long lebt, versucht zusammen mit dem
Leiter der örtlichen Schule, durch
zweimal im Jahr stattfindende Kurse

Seit 1997 wird in Lesotho versucht,
das im Bildungsgesetz verankerte Ein-
schulungsalter von sechs bzw. sieben
Jahren durchzusetzen. Das wird *Herd-
boys*, die oft erst mit zehn Jahren in
die Schule kommen, vom Schulbesuch
ausschließen. Diese Politik nach dem



Die Hirtenjungen kommen oft erst mit zehn Jahren in die Schule.

Foto: Werner Gartung

den betroffenen Jugendlichen ein Ge-
meinschaftsgefühl zu geben. Resozia-
lisierung wird hier durch Gesprächsan-
gebote in Verbindung mit der Vermitt-
lung von Basiswissen über Hygiene,
Gesundheit und Rechtsstandards ver-
sucht. Auch Lesen und Schreiben kön-
nen die Jungen hier lernen.

Motto „Einmal *Herdboy*, immer *Herd-
boy*“ wird die Bedeutung der diesen
Jugendlichen gewidmeten Initiativen
immens vergrößern.

*Tillmann Hartmann ist Lehrer und
seit 1996 Entwicklungshelfer des
DED in Lesotho.*

Schule in Kamerun: Zwischen Rohrstock und Reformpädagogik

Karsten Feuerriegel

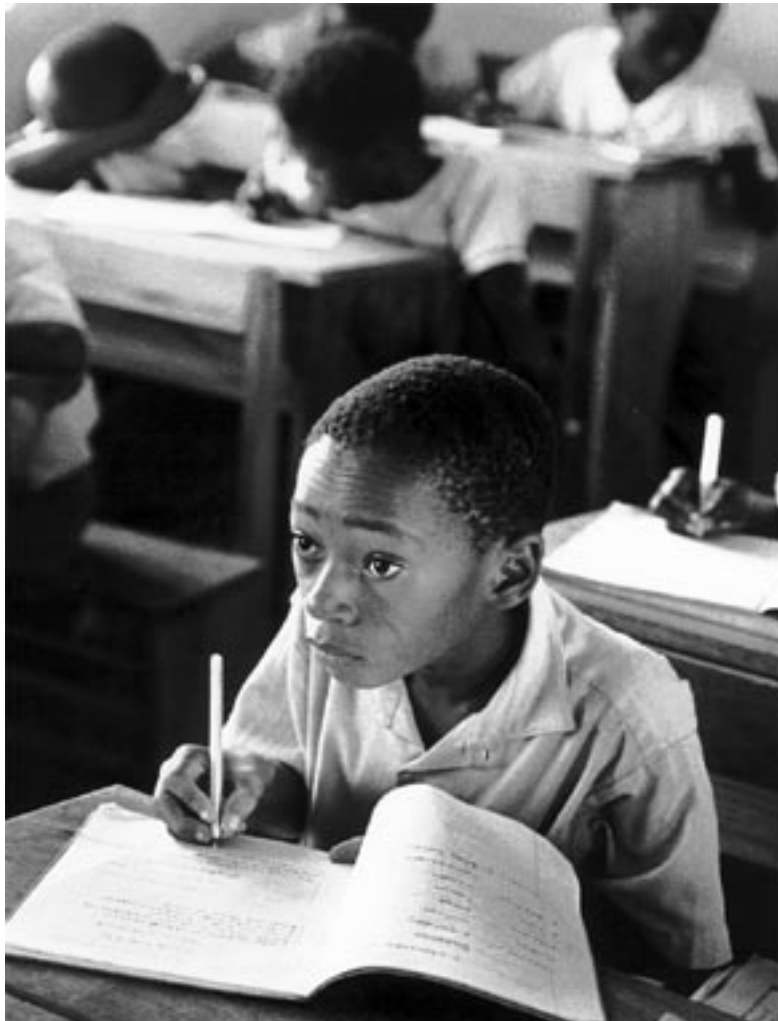
Autoritäre Lehrer, Frontalunterricht und Auswendiglernen als Lehr- und Lernprinzip, keinerlei Vorbereitung auf die gesellschaftlichen und ökonomischen Herausforderungen – so beschreibt der Autor das Schulwesen im anglophonen Kamerun. Ein Umdenken hat in protestantischen Sekundarschulen begonnen, wo erfolgreich reformpädagogische Wege beschritten werden.

Ähnlich wie in deutschen Landen wird in Kamerun über die Jugend lamentiert. Früher, so beklagen sich in der anglophonen Nordwest-Provinz Lehrer und lokale Notabeln, war man leistungsbereiter, disziplinierter und

lernte noch vernünftig lesen und schreiben – britisches Englisch, versteht sich. Heute sprechen die Jugendlichen eher *Pidgin*, die in West- und Zentralafrika weit verbreitete *Lingua franca*. Tatsächlich können sich im anglophonen Nord- und Südwesten nur wenige Schulabgänger in einem passablen Englisch verständigen, was aufgrund der multilingualen Sozialisation in Kamerun nicht verwunderlich ist. Viele Menschen sprechen vier, fünf, sechs oder mehr Sprachen, und neben Englisch und Französisch ist *Pidgin* doch recht verbreitet. Auch wenn *Pidgin* oft als Busch-Englisch oder *Baby-Talk* verspottet wird, sollte man sich vom ersten Eindruck nicht täuschen lassen. Es ist noch gar nicht so lange her, dass ich selbst *Pidgin* nur als fürchterliches Kauderwelsch empfand. Früher oder später jedoch lernt es zumindest der Nicht-Sprachpurist wegen seiner kreativen Wortschöpfungen, seiner Lebendigkeit und wegen seines informellen Charakters schätzen, wie z. B. *Rain go holiday* – Die Regenzeit geht zu Ende. Undiszipliniert, aber ausdrucksvoll ist *Pidgin* die Sprache der Jugend geworden.

Jagd nach Diplomen

Aufgrund des grimmigen Sanktionsapparates mangelt es kamerunischen Jugendlichen zumindest in den Schulen nicht an formaler Disziplin, wohl aber an aktivem Lernverhalten, praktischem Umsetzungsvermögen und an Lebensperspektiven. In dieser Hinsicht weisen deutsche und kamerunische Schüler gewisse Ähnlichkeiten auf. Die Umstände jedoch, unter denen in Kamerun gelehrt und gelernt wird, sind recht verschieden von den unseren. Bei Klassenstärken von 60 bis zu 100 Schülern sitzen Jugendliche dort zu dritt oder viert an grob geschreinerten Pulten und versuchen, trotz des einschläfernden Frontalunterrichts aufmerksam zu bleiben und gegen ihre Müdigkeit anzukämpfen. Natürlich gibt es auch Störer und unaufmerksame Schüler. Soziale Kontrolle und Petzen wie *Please Sir, Comfort and Justice are disturbing!* sind jedoch recht verbreitet und gelten auch nicht als besonders verachtenswert. In jeder Schule arbeitet zudem ein Lehrer als *Discipline Master*, und dieser zögert nicht, auch drakonische Strafen zu verhängen. Dies können Arbeiten wie Wasserholen oder Gartenarbeit sein, aber auch Demütigungen und körperliche Züchtigung. Die Redensart *Why spare the cane and spoil the child?* ist in Kamerun eine eher rhetorische Frage. Obwohl es nach dem Schulgesetz verboten ist, Schüler zu schlagen, ist Prügelstrafe in dieser strikt hierar-



Abschreiben und Auswendiglernen gehört noch immer zu den üblichen Lernmethoden in Kameruns Schulen.

Foto: Uwe Rau



Kaum ist der Lehrer abwesend, ist die Disziplin dahin!

Foto: Karsten Feuerriegel

chisch strukturierten Gesellschaft als pädagogische Maßnahme allgemein anerkannt und weit verbreitet.

Besonders geordnet und diszipliniert geht es an den evangelischen Sekundarschulen in der Nordwest- und Südwest-Provinz Kameruns zu. Mädchen und Jungen tragen hier eine Schuluniform und haben, wie ihre Lehrer auch, einen wenig abwechslungsreichen, aber anstrengenden und durchorganisierten Alltag. Von sechs Uhr morgens bis neun Uhr nachts sind sie mit Schule beschäftigt. Nur Frühstück nach dem Morgengebet und den beiden ersten Unterrichtsstunden sowie Mittag- und Abendessen sind als offizielle Pausen vorgesehen. Ziel der Schüler und Schülerinnen ist ein möglichst guter Schulabschluss, gewöhnlich das *General Certificate of Education*, um später einmal in Nigeria oder gar Europa studieren zu können, denn nur mit einem akademischen Titel gilt man in Kamerun etwas. Die von einigen Stimmen immer noch propagierte *Law and Order*-Erziehung zeigt auch keinen Ausweg aus der gegenwärtigen Schul- und Ausbildungsmisere. Im Gegenteil, sie zementiert nur die Schwächen und Unzulänglichkeiten im Bildungsbereich.

Lernen für die Schule

Non scholae sed vitae discimus. Diese lateinische Weisheit gilt in Kamerun nicht. Die oben beschriebene *Diploma Disease* ist weit verbreitet und Ausdruck für das Festhalten am überlieferten Schulwesen. Kameruner Lehrer

sehen Erziehung selten als Interaktionsprozeß. Schüler sind für sie *Unwritten Papers*, die durch Vermittlung von Wissen und Verhaltensweisen „beschrieben“ werden müssen. Zwar geben sich die kamerunischen Lehrer und Studienpläne für die Sekundarschulen recht fortschrittlich. Der Schulalltag jedoch orientiert sich kaum an den Schülern und bietet jungen Menschen wenig an Kreativität, Problemorientierung und Demokratieverständnis. Unterricht ist in der Regel Lehrervortrag und Abschreiben von der Tafel. Demonstrationen oder gar Schülerexperimente, Partner- und Gruppenarbeit, Spiele und Modellarbeit fehlen zumeist gänzlich. Viele Lehrinhalte, besonders in Mathematik, werden rein abstrakt und hochkompliziert angeboten. In Biologie werden allein im ersten Sekundarschuljahr bis zu zweihundert Fachbegriffe eingeführt – eine falsch verstandene Wissenschaftlichkeit. Von Vermittlung im Sinne von Verstehen kann keine Rede sein. Für die Mehrzahl der Schüler bleiben mathematische und naturwissenschaftliche Inhalte unverstänlich. Als besonders frustrierend erleben die Mädchen und Jungen den Mangel an praktischer Umsetzung, und selbst wenn man sich mit diesem Mangel arrangiert, bleibt häufig das Gefühl von Unfähigkeit und Hilflosigkeit zurück.

In den für Kamerun wirtschaftlich relativ erfolgreichen 70er und 80er Jahren blieben die Mängel im Bildungswesen noch verborgen. Für den gebildeten Mittelstand gab es ausrei-

chend viele gut bezahlte Beamtenjobs im aufgeblähten Staatsapparat. An den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Anforderungen der 90er Jahre scheitern jedoch viele Schulabgänger – eine weitere Parallele zur deutschen Situation. Und wie bei uns auch, bereiten die herkömmlichen Schulen in Kamerun ihre Schüler kaum auf die Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte vor.

Bei der Suche nach neuen Bildungskonzepten findet man sich jedoch rasch in einem *Circulus vitiosus* wieder. Zum einen sind Schule und Erziehung Ausdruck der jeweiligen gesellschaftlichen Struktur, zum anderen erwartet man gerade von ihnen, dass sie Lösungen für Missstände in eben diesen Strukturen bereithalten. Um aus diesem Dilemma herauszukommen, ist es nur folgerichtig, auch reformpädagogische Vorstellungen der Montessori-, Freinet- und Waldorfschulen sowie Aspekte der Lernpsychologie zu bemühen. Sie alle gehen trotz unterschiedlicher Akzentuierungen und Methoden „vom Kinde und seiner Erziehung zur Freiheit“ aus.

Selbsttätigkeit und Verstehen als pädagogisches Ziel

Gewöhnlich unterrichten Lehrer so, wie sie es selbst in ihrer Schulzeit, auf der Universität und in anderen Ausbildungsinstitutionen erfahren haben. Letztere führen in Kamerun die mangelhafte pädagogische Konzeption und Praxis der Schulen konsequent fort. Die beiden evangelischen Kirchen

der NW- und SW-Provinz, die *Presbyterian Church of Cameroon* und die *Cameroon Baptist Convention*, teilen zu einem gewissen Maß die oben geschilderte Einschätzung und haben aus diesem Grunde die AG-KED und den DED gebeten, sie bei dem Vorhaben zu unterstützen, ihre Sekundarschullehrer pädagogisch, methodisch und fachlich weiterzubilden. In den 18 Sekundarschulen beider Kirchen läuft nun im vierten Jahr mit drei Entwick-

nes Nachvollziehen naturwissenschaftlicher Zusammenhänge. Verstehen ist auch eine Frage der Emotion. Voraussetzung dafür ist genetisches Lernen und exemplarisches Vorgehen. Darunter verstehen wir, dass Schüler mehr Möglichkeiten erhalten, wissenschaftliche Methoden und Inhalte selbsttätig zu erfahren und dabei ihr ursprüngliches Vorwissen, ihre Vorstellungen und Ideen in den Unterricht einzubringen. Ein solches Vorgehen erfordert die Einführung von Schülerexperimenten, Partner- und Gruppenarbeit, Lernspielen, Theater- und Modell-

Zu neu ist diese Rolle. Freie Kommunikation nimmt hier eine ganz entscheidende Rolle ein, denn Voraussetzung für einen Ideen- und Konzeptwechsel ist die Möglichkeit, eigene Vorstellungen zu äußern und zu überprüfen.

Natürlich können wir eine solche Konzeption im kamerunischen Schulwesen nicht einfach einpflanzen. Wir könnten kaum den naturwissenschaftlichen Unterricht ändern, wenn nicht die Kollegen bereit wären, Naturphänomene selbst zu sehen und zu erleben und die Theorie erst einmal hintanzustellen. Nur wer Interesse an der kindlichen Wahrnehmung hat, kann die angebotenen pädagogischen Ansätze und Methoden für seine Zwecke anpas-



Gruppenarbeit und Schülerexperimente sind selten.

Foto: Karsten Feuerriegel

lungshelfern und elf *Counterparts* ein praktisch ausgerichtetes Qualifizierungsprogramm für den naturwissenschaftlichen Bereich. Der Schwerpunkt unserer Tätigkeit ist der Aufbau einer Institution, die Sekundarschullehrern während des Schulalltags (*In-Service Training*) eine fortlaufende pädagogische und didaktische Weiterbildung anbietet. Seit Januar 1997 wird das Programm von der Evangelischen Zentralstelle für Entwicklungshilfe als Fremdmittelgeber bis zum Jahr 2001 finanziert.

Wir versuchen einen schülerorientierten Fachunterricht zu erarbeiten, in dem Verstehen und Kommunikation die zentralen Punkte sind. Verstehen ist mehr als ein bloßes Wiedergeben auswendig gelerntes Stoffes oder rei-

Auch wenn dieser schülerorientierte Ansatz mittlerweile bei den von uns betreuten Lehrern auf positive Resonanz stößt, gibt es Akzeptanzprobleme mit der neuen Rolle als *Facilitator*, als Berater und Begleiter. Es ist nicht so einfach, die Lehrerattitude *My job is to talk, your's to listen!* abzulegen. So steht während der Gruppenarbeit das Erleben von Phänomenen, das Experimentieren sowie das Entwickeln von Ideen und Konzepten im Mittelpunkt des Geschehens. Dabei ist es die Aufgabe des Lehrers, sich zurückzuhalten, um nicht den freien Gedankenaustausch einzuengen. Theoretisch ist dieser Ansatz recht plausibel, in der Praxis fällt es vielen Fachlehrern dennoch schwer, die Vorstellungen der Schüler erst einmal stehen zu lassen.

sen und weiterentwickeln. Die Ausbildung von *Counterparts*, regelmäßige Unterrichtsbesuche, Seminare und Workshops für Fachlehrer sind dabei ganz wesentlich, um das Lernverhalten der Schüler zu ändern. Leider haben wir aufgrund von administrativen und verwaltungstechnischen Aufgaben den Kopf viel zu selten frei für die praktische pädagogische Arbeit. Dennoch, die Schüler bringen sich in dieser neuen Form des Unterrichts aktiv ein und verblüffen mit Begeisterungsfähigkeit, Engagement und originellen Ideen. Ihnen macht es Spaß und uns Mut zum Weitermachen.

Karsten Feuerriegel ist Biologe und seit 1997 Entwicklungshelfer des DED in Kamerun.

Universitäten in Afrika – kein Platz für die Forschung

Kai Schmidt-Soltau

Wer Karriere machen will, studiert in Europa oder in den USA – diese Ansicht ist weit verbreitet in Afrika. Sie hat in der Vergangenheit zu einem wahren Exodus fähiger Nachwuchswissenschaftler und Jungakademiker geführt und die wissenschaftliche Diskussion an vielen Hochschulen des schwarzen Kontinents zum Stillstand gebracht. Wo aber Wissenschaft und Forschung auf der Stelle treten, so meint der Autor, ist Entwicklung kaum möglich. Er plädiert deshalb für eine Qualifizierung der universitären Ausbildung in Afrika und appelliert an junge Afrikaner, in ihren eigenen Ländern zu studieren.

Hochschulen in Afrika ist es mit wenigen Ausnahmen bislang nicht gelungen, wissenschaftliche Reputation zu erlangen. Bis heute gilt in fast allen Ländern des Südens ein drittklassiger Abschluss einer Provinzuniversität in Europa oder den USA weit mehr als ein überragendes einheimisches Diplom. Dabei ist der Nutzen europäischer Universitätsausbildungen und -abschlüsse für die afrikanische Wirklichkeit oft zweifelhaft. Ein Jura-Examen der Oxford-Universität mag vom rein wissenschaftlichen Blickwinkel her ein Abschluss erster Güte sein, ob er auch befähigt, die komplizierte Dynamik von Gewohnheitsrecht, traditionellem Rechtsempfinden und abstraktem Recht im Kontext einer afrikanischen Dorfkommune zu durchdringen, bleibt jedoch fraglich.

Wissenschaftler mit überragenden Fähigkeiten, die in Europa oder in den Vereinigten Staaten ihre Ausbildung vervollständigen und dabei häufig staatliche Unterstützung aus ihren Herkunftsländern erhalten, kehren selten zurück – und dies nicht nur aus persönlichen, materiellen oder politischen Gründen, sondern auch, weil die Vermittlungskluft zwischen erreichtem Bildungsstand und afrikanischer Bildungswirklichkeit zu groß geworden ist.

Von den in der afrikanischen Diaspora lehrenden Wissenschaftlern gaben 28 % finanzielle, 16 % persönliche und 24 % politische Gründe für ihr Verbleiben in der Fremde an. 32 % – und damit die größte Gruppe – gab an, dass wissenschaftliche Gründe gegen eine Rückkehr sprechen würden. Einige Aussagen zu dieser Problematik:

geuden, Bauernlämmeln das Lesen und Schreiben beizubringen?“ – „In Afrika ist wissenschaftliches Arbeiten unmöglich! Es gibt keine Bücher, kein Internet, keine Diskussionsforen und keine wissenschaftliche Freiheit.“

Keine Beförderung für kritische Wissenschaftler

Vor allem der Mangel an wissenschaftlicher Freiheit bewog viele, zu gehen. Zwei konkrete Beispiele: Der wohl bedeutendste Soziologe Kameruns arbeitet zusammen mit dem Leiter des hochangesehenen Afrika-Studienzentrums in Leiden an einem Buch über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der anglophonen Bevölkerungsminderheit in Kamerun. Dafür notwendige Reisen werden von der Universität des kamerunischen Soziologen nicht nur verboten, sondern das gesamte Projekt als „auführerisch“ und damit als „unwissenschaftlich“ denunziert. Und einem Politikwissenschaftler aus Sambia, der intensive Forschung über die Legitimation von Herrschaft betreibt und zahlreiche Publikationen im In- und Ausland sowie

„Wie soll ich meine Forschung fortsetzen ohne Diskussion mit Kollegen?“ – „Warum soll ich meine Zeit damit ver-



Von Nachwuchswissenschaftlern werden viel Kreativität und Innovationsfreude verlangt.

Foto: Archiv

Seite 31
DED-Brief 1/99

Einladungen zu Kongressen vorweisen kann, wird die Beförderung in Sambia verweigert. Die Begründung: Publikationen, die Herrschaft hinterfragen, seien unwissenschaftlich.

Da viele erstklassige Wissenschaftler in Europa bleiben, sinkt zwangs-

das Studienjahr anzuheben, da die Studenten und ihre Eltern dadurch angeblich ein höheres Interesse an einer effektiven Ausbildung gewinnen würden. Sie übersehen dabei zweierlei: Erstens sind auch diese höheren Summen nicht davor gefeit, in den uner-

rungen die staatlichen Universitäten verlassen haben. Der Freiraum, den die neuen Dozenten – gestützt auf eine zum Teil experimentierfreudige Verwaltung – vorgefunden haben, brachte in fast allen Wissenschaftsdisziplinen überraschende und vielversprechende Resultate. Ob jedoch die *Witwatersrand-University* in Johannesburg schon bald mit Oxford und anderen um die beste Ausbildung für anglophone Akademiker konkurrieren kann, bleibt vorerst fraglich, da es an Hochschullehrern mangelt.

Für den Französisch sprechenden Teil der afrikanischen Nachwuchsinтеллекuellen ist bislang jedenfalls keinerlei Alternative zu einer abschließenden Ausbildung in Frankreich in Sicht. Eine derartige Ausbildung wurde in den letzten Jahren aber immer unerreichbarer für „normale“ Studenten aus Afrika – und dies nicht nur wegen der fast unerfüllbaren Auflagen des Schengener Abkommens. Auch die Finanzmisere in Europa erschwert es zunehmend, Stipendien zur Ausbildung in Europa zu erhalten. Eine Mitarbeiterin des DAAD verweigerte mir sogar die Herausgabe einer Informationsbroschüre mit dem Hinweis, dass sie keine Lust mehr habe, immer nur Ablehnungen zu schreiben. Ihre Forderung: „Afrikaner sollen in Afrika studieren. Wir haben selbst schon viel zu viele Akademiker.“

Einmal abgesehen von den rassistischen Implikationen enthält dieses Ansinnen durchaus überlegenswerte Aspekte, wenn es denn zur Qualitätssteigerung der universitären Ausbildung in Afrika beitragen kann. Arbeitslose Akademiker mit exzellentem Wissen, guten Fremdsprachenkenntnissen und ausreichenden pädagogischen Fähigkeiten gibt es jedenfalls in Afrika reichlich. Es ist ihnen jedoch fast unmöglich, eine Stelle im afrikanischen Ausland zu erhalten, da die Kommunikation zwischen den Ländern Afrikas unzureichend ist und die Universitäten auf Anfragen aus dem Ausland äußerst träge und schwerfällig reagieren.

Hier könnte ein zukünftiges Aufgabenfeld des DED liegen: Als Vermittler zwischen dem Bedarf nach hochqualifizierten, in Europa ausgebildeten afrikanischen Lehrkräften und dem Interesse an wissenschaftlichem Austausch und interessanten Einstiegen ins Berufsleben. Ein Engagement des DED in dieser Hinsicht könnte das Problembewusstsein auf beiden Seiten schärfen.

Dr. Kai Schmidt-Soltau ist Philosoph und Soziologe und lehrt seit 1997 an der University of Buea in Kamerun.



Mangel an Dozenten und überfüllte Hörsäle kennzeichnen die Situation an der Witwatersrand Universität in Johannesburg.

Foto: Archiv

läufig das Niveau der afrikanischen Universitäten. Unterstützt wird dieser Trend durch die Vorstellung, dass das europäische – und hier vor allem das englische – Hochschulsystem mit seinen exorbitanten Studiengebühren ohne Probleme kopiert werden kann. Nicht wenige Staaten verdienen an ihren Universitäten, wie beispielsweise Nigeria, oder sie nehmen viel zu viele Studenten auf, um die Einnahmen zu steigern. Während ich in Europa froh sein musste, wenn sechs Studenten Interesse an meinen Soziologieseminaren hatten, drängen sich heute im ersten Semester bis zu 310 Studenten in meinen Hörsaal an der Buea-Universität in Kamerun. Eine Förderung des Einzelnen wird so zur Illusion. Jeder promovierte Dozent in meinem *Department* hat Jahr für Jahr weit mehr Abschlussarbeiten zu betreuen als sinnvoll ist. Die Universitätsverwaltung stemmt sich störrisch gegen Neuverpflichtungen, obwohl zur Zeit britische Finanzmittel zur Verfügung stehen. Die versickern jedoch innerhalb der Bürokratie, ohne diejenigen je zu erreichen, die unmittelbar mit den Studenten arbeiten.

Zu allem Überfluss dokumentieren Entwicklungsexperten aus Europa ihr überragendes Wissen mit der Forderung, die Studiengebühren von zwei auf 200 Monatsdurchschnittslöhne für

gründlichen Tiefen des bürokratischen Apparates zu versickern. Zweitens werden Eltern, die für ihre Kinder 15.000 DM im Jahr aufbringen können, ihr Geld lieber direkt in eine europäische Ausbildung investieren.

Innovationsfähigkeit ist gefragt

Nun lässt sich einwenden, dass universitäre Bildung in Afrika nicht unbedingt wissenschaftliche Eliten erzeugen muss, weil diese scheinbar weder die Grundbedürfnissicherung noch die Demokratisierung voranbringen. Ein Blick auf die Hochschulpolitik anderer Länder offenbart jedoch schnell ein grundlegendes Problem: Eine universitäre Bildung ohne Einbeziehung der wissenschaftlichen Forschung, wie sie z. Zt. in Europa als Modell für die Zukunft favorisiert wird, wäre in Afrika verhängnisvoll, da dies nur dazu beitragen würde, die kritikwürdige Realität zum Idealfall zu stilisieren. Die mangelnde Ausstattung von Labors und technischen Einrichtungen, die oft bei den Naturwissenschaften und in der Medizin kritisiert wird, kann sogar Kreativität und Innovation der wissenschaftlichen Elite befördern. Ein gutes Beispiel hierfür ist das neue Südafrika, wo viele weiße Professoren aus Protest gegen die gesellschaftlichen Verände-

Ohne Bildung chancenlos

Christiane Kimmler-Sohr

So berechtigt die Kritik an unserem Bildungssystem mit seinen sinkenden Leistungen auch sein mag – im Vergleich zu Afrika lernen und studieren deutsche Jugendliche unter geradezu paradiesischen Umständen. Während ihrer Jahre in Afrika hat die Autorin die Hürden kennengelernt, die vielen Jugendlichen eine Schulbildung und damit eine Zukunftsperspektive versperren. Zwei Jugendliche, die es dennoch geschafft haben, stellt sie hier vor.

Ich erinnere mich noch gut an die Sendung über die bislang „größte Demonstration in Hamburg“ – durchgeführt von Schülern, die empört über die Sparmaßnahmen im Schulbereich sind, die ihnen zustehende Leistungen gefährdet sehen und sich über Lehrermangel und überfüllte Klassen beschweren. Ich saß da, hörte zu und fühlte mich unwohl. Wie mag es euch Entwicklungshelfern in Afrika oder wo auch immer in der Welt ihr diese Zeilen lest, gehen, euch, die ihr die andere Realität auf dieser Erdkugel kennt?

Wir sind und wir bleiben privilegiert, solange uns Welten trennen von dem, was in afrikanischen Schulen Alltag ist. Von den Gehältern für Lehr-

kräfte über die Klassenstärken, die in afrikanischen Ländern nicht selten über 100 Schüler erreichen, bis hin zur Ausstattung herrschen hierzulande – trotz aller Einschränkungen – noch immer Bedingungen, von denen Schüler und Lehrkräfte in den meisten armen Ländern nur träumen können. Dort gelten genügend Bänke und Tische bereits als Luxus, übt man Schreiben notfalls auch mit den Fingern im Sand unter einem schattigen Baum. All das sind überwältigende Realitäten, die ich vom Anschauen her kenne. Diese Diskrepanz geht mir unter die Haut, hat mir nicht nur in den Jahren, die ich in Niger und Uganda gelebt habe, immer mehr zu schaffen

gemacht. Je mehr „vielversprechende“ und dennoch völlig chancenlose Jugendliche ich traf, desto wütender wurde ich über die Ungleichheit der Chancen auf dieser Erde, und natürlich wurde ich auch intoleranter gegenüber all den Forderungen hierzulande.

Für viele Jugendliche in den armen Ländern bleibt der Wunsch nach Schulbildung und beruflicher Ausbildung unerfüllt. Nur wenige haben die Chance, ihr Ziel zu erreichen. Und das ist nicht einfach eine Frage des guten Willens, von Ausdauer, Fleiß oder sonstigen Anstrengungen. Vielen Kindern mittelloser Eltern bleibt bereits der Gang zur Grundschule verwehrt, vor allem in Ländern, wo Schulgebühren erhoben werden. Oft werden die Kinder auch als Arbeitskräfte benötigt. Und wie viele Väter sind nicht gar der Meinung, dass für eine Tochter Schulbildung unnötig ist. Unter welchen Opfern es dennoch einigen Jugendlichen gelingt, einen Schulabschluss, eine Ausbildung oder ein Studium zu absolvieren, habe ich in zwei afrikanischen Ländern – in Niger und in Uganda – über zehn Jahre mitverfolgt.

Hawa – Traumberuf Lehrerin

Hawa aus Niger, 23 Jahre alt, schließt im Juli 1999 ihre Lehrerinnenausbildung ab. Damit geht ihr Kindheitswunsch in Erfüllung, an dessen Wirklichkeit weder sie noch ich damals glaubte. Hawa, die unter sehr ärmlichen Umständen zusammen mit der



An nigrischen Schulen gelten Tische und Bänke bereits als Luxus.

Foto: Uwe Rau



Hawa schließt in diesem Jahr ihre Lehrerinnenausbildung ab.

zwölf Jahre älteren Pflegemutter Sura und der neun Jahre jüngeren Pflegegeschwester Hanatou lebte und mit schmalen Einnahmen aus dem Verkauf von Kleinigkeiten die Haushaltskasse füllte und ihren Bedarf an Schulmaterial deckte, wünschte sich schon als Siebenjährige, einmal Lehrerin zu werden. Selbst noch Schülerin erzählte sie mir damals, dass sie eine gütige, gerechte, humorvolle Lehrerin werden wolle, von der die Kinder nicht nur etwas lernen könnten, sondern zu der sie gerne und ohne Angst gehen würden. Sie jedenfalls würde es anders machen als die Lehrer an ihrer Schule. Die Motivation der damals zwölfjährigen Hawa hat mich beeindruckt.

Erst einmal musste sie aber einen passablen Schulabschluss machen. Dies war nicht so einfach: Es gab zweimal ein *Année blanche*, ein unterrichtsloses Jahr. Die Lehrer streikten häufig, weil sie monatelang auf ihre Gehälter warten mussten; und auch in einem „normalen“ Jahr fielen viele Unterrichtsstunden aus. Hawa hatte auch wenig Zeit zum Lernen, weil sie mit der Versorgung ihres Frauenhaushalts beschäftigt war. So fielen ihre Leistungen in den letzten Jahren etwas ab. Sie nahm zwar Nachhilfeunterricht und lernte nebenher Englisch, aber für die Aufnahme in eine Lehrerausbildungsstätte reichte es nicht. So machte sie zunächst eine Ausbildung als Sekretärin, arbeitete ein Jahr lang umsonst in einer Nichtregierungsorganisation, um Praxiserfahrung zu sammeln, bewarb sich dann auf alle möglichen Stellen und musste feststellen, dass die Bezahlung kaum mehr als die Fahrtkosten decken würde.

Da zeichnete sich plötzlich eine neue Chance ab: Ein Vetter in der Ar-

mee erzählte ihr, dass die Regierung beschlossen habe, ein besonders großes Kontingent an Lehrerausbildungsplätzen für Angehörige der Tuareg einzurichten. Der Entscheidung ging voraus, dass nach den Kämpfen der Tuareg-Rebellen im Norden ein offizielles Friedensabkommen unterzeichnet worden war und – um neuen

Unmut zu vermeiden – einiges zur Integration der bis dahin vernachlässigten Tuareg-Jugendlichen getan werden sollte. „Und was habe ich davon?“, fragte Hawa ihren Vetter. „Ganz einfach, du warst eine ehemalige Tuareg-Rebellin und füllst den entsprechenden Fragebogen aus!“

Hawa wollte es nicht glauben. Aber ihr Wunsch siegte über die Skepsis. Und mit der ihr eigenen Zivilcourage bewarb sie sich bei der Kommission. Das Schicksal schien Hawas erschwelter Verwandlung nicht im Wege zu stehen: Innerhalb weniger Wochen hatte das Haussa-Mädchen mit ihren typischen Schmucknarben als vermeintlich ehemalige Tuareg-Rebellin die Zusage für einen Platz an der Ausbildungsstätte in Tahoua. Es dauerte kaum ein Jahr, da hatte sie bereits den Respekt und das Vertrauen ihrer Lehrkräfte und Mitstudentinnen gewonnen. Sie wurde einstimmig zur Vorsitzenden der Schulkooperative gewählt – ein seit einigen Jahren allen Schulen empfohlenes Gremium zur Förderung kultureller, sportlicher und wirtschaftlicher Gemeinschaftsaktivitäten.

Als ich nun, Ende 1998, noch einmal drei Monate in Niamey weilte und das Feriende von Hawas Ausbildungsstätte in Tahoua wegen der „üblichen“



Godfrey studiert Betriebswirtschaft und trägt als Kleinunternehmer zum Lebensunterhalt seiner Mutter und Brüder bei. Fotos: Christiane Kimmler-Sohr

Streiks um einen Monat verschoben wurde, waren wir alle glücklich, noch etwas Zeit füreinander gewonnen zu haben.

Hawa ist schon jetzt mit ihren 23 Jahren eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Dennoch hätten sie und ihre Familie es ohne die Hilfe ausländischer Freunde nicht geschafft. Im Gegensatz zu vielen anderen Jugendlichen in ihrem Land hatte sie eben auch Glück. Ich bin überzeugt, dass Hawa alles, was ihr an Gutem widerfahren ist und noch geschehen wird, doppelt und dreifach weitergeben wird.

Godfrey – mit Muskelkraft zum Betriebswirt

Der 21-jährige Godfrey aus Uganda studiert morgens an einer Fachhochschule und abends an der Universität in Kampala Betriebswirtschaft. Nebenbei ist er Kleinunternehmer, d. h. er vermittelt arbeitslosen Jugendlichen aus seiner Nachbarschaft, die handwerkliches Geschick zeigen, kleine Jobs, bezahlt ihnen bescheidene, aber sichere Löhne, behält einen kleinen Anteil für sich, mit dem er den Lebensunterhalt seiner Mutter und Brüder und seine eigenen Ausgaben finanziert, und pakt an Feiertagen und in den Ferien auch selbst überall kräftig mit an.

Als ich 1991 bis 1996 mit meinem Mann in Uganda lebte, zogen wir nach zwei Jahren aus Kampala in einen Vorort, wo wir einen riesigen vernachlässigten Garten vorfanden. Eines Tages stand ein kräftiger, etwa 15-jähriger Junge bei uns vor dem Tor, als habe der Garten nach ihm gerufen. „Mister Jürgen hat mich geschickt. Er meinte, Sie bräuchten vielleicht jemanden, der Ihnen hilft, das Grundstück wieder flott zu machen.“ Mister Jürgen hatte, wie wir erfuhren, Godfrey

kennengelernt, als er gerade sieben war. Er stand eines Tages mit seinem zwei Jahre jüngeren Bruder vor

Jürgens Tor in Bunga und fragte, ob er keine Arbeit für ihn hätte. Er müsste dringend Geld verdienen, um seine Schulgebühren zu bezahlen. Sein Vater sei im Bürgerkrieg umgekommen, seine Mutter und seine Brüder lebten von der Hand in den Mund. Die Mutter lebte als Hilfsarbeiterin auf einer Farm, vier Stunden von Kampala entfernt. Godfrey und sein Bruder wohnten bei einem Onkel.

Seither hat sich Godfrey für einige Nachbarn nachgerade unentbehrlich gemacht. Als er zu uns kam, dachte ich nicht im Traum daran, dass wir bald nicht mehr auf ihn verzichten wollten. Wir hatten zwar ein großes Grundstück, das ich für das Anpflanzen von Obstbäumen, den Anbau von Gemüse u. a. erschließen wollte, ging aber davon aus, dass wir das wie bisher allein bewerkstelligen würden. Da mich Godfreys Argumente – bezüglich der Notwendigkeit eines Einkommens – überzeugten und ihm ja „nur“ die Gebühren für das nächste Schulhalbjahr fehlten, dachte ich mir eine Reihe sinnvoller Aufträge aus und glaubte, dass er damit bis zum Feriende ausgelastet sei. Weit gefehlt! Godfrey sollte eine Grube für den organischen Müll und eine große Grube für den zu vergabenden Rest ausheben. Ich traute meinen Augen nicht, als dies bereits nach drei Tagen erledigt war. Danach rodete er einen Teil des verbuschten Geländes, entfernte Unmengen von Plastikfetzen, Kronenkorken und anderen Unansehnlichkeiten diverser Vorgänger aus der Erde, schaffte Dünger herbei, junge Bäumchen, Setzlinge und Samen und legte so nebenbei noch ein ganzes Maniokfeld an. Auch brachte er den ausgedörrten Rasen wieder zum Ergrünen und schaffte eine Vielfalt von schönen Blumen herbei. Noch immer waren die Ferien nicht zu Ende. Als Godfrey dann nach etlichen weiteren Wundertaten genug verdient hatte, um damit gleich das zweite Schulhalbjahr zu finanzieren, zog er zufrieden davon.

Was lag näher, als Godfrey gleich für die kommenden Ferien zu „verpflichten“? Zum Entzücken unseres Hausbesitzers schuf er aus seinem Garten allmählich ein Kleinod, dessen Betreuung er dann ebenfalls übernahm. So hat Godfrey genügend Geld für die immer teurer werdenden Schulgebühren und Lehrmaterialien erarbeitet. Er hat in der wenigen Zeit, die neben Unterricht und Nebenjob blieb, gebüffelt, was das Zeug hielt. Er war zwar wortkarg, aber wenn er mir Beispiele seiner Schaffenskraft aus der Schule zu lesen gab, war ich beeindruckt von seiner Rhetorik. Längst war er dort verantwortlich für die Schülerzeitung. Er wollte unbe-



Kinder aus armen Familien müssen sich die Schulgebühren hart erarbeiten.

Foto: ppl

dingt Abitur machen und studieren, ein, wie mir schien, ziemlich schwer zu erreichendes Ziel. Wie sollte er es schaffen, bei all den Belastungen ein Abschlusszeugnis zu bekommen, das ihm den Zugang zu einem Studium ermöglichte?

Als sein jüngerer Bruder, dessen Schulgebühren er ebenfalls aus seiner Muskelkraft finanzierte, die Schule schmiss, drogenabhängig wurde und keine Chance mehr bestand, ihn mit dem Hinweis auf das leuchtende Beispiel des älteren Bruders zurückzuholen, gab er notgedrungen seine Bemühungen auf und konzentrierte sich auf ein neues Projekt: Er hatte sich vorgenommen, seine Mutter vom Los der Landarbeiterin zu befreien und sie zu sich zu holen. Aber noch hatte er kein eigenes Zuhause.

Kaum war das Abitur abgeschlossen, stürzte er sich auf die Bewerbungen an verschiedenen Fachhochschulen, denn für die Universität reichten seine Noten nicht aus. Er bekam die Zusage für einen kostenlosen Platz an einer Fachhochschule in Kampala. Ein Jahr später gelang es ihm, zusätzlich einen Platz als Abendstudent an der Universität zu bekommen – allerdings gegen Bezahlung. Als wir gemeinsam mit anderen Freunden und Bewunderern vorschlugen, dass wir die Studienkosten für die nächsten Jahre übernehmen würden, schlug er

dankend aus. Wir hätten schon genug getan, und er sei nun imstande, selbst für sich und seine Familie zu sorgen. Als er die ersten betriebswirtschaftlichen Kenntnisse erworben hatte, gründete er als praktisches Beispiel gleich seine eingangs erwähnte „Beschäftigungsgruppe“, erwarb von seinem Onkel in Bunga ein kleines Stückchen Land, vervielfachte seine Anstrengungen und baute schließlich zusammen mit ein paar Helfern ein richtiges Steinhaus mit drei Räumen, mit Fenstern, Strom- und Wasseranschluss.

Als ich im Frühjahr 1998 noch einmal in Kampala war, besuchte ich Godfrey in seinem neuen Haus, wo mich eine stolze Mutter empfing. Godfrey hatte es tatsächlich geschafft, seine Mutter zu sich zu holen, ihr ein richtiges Dach über dem Kopf zu geben. Nur mit viel Überredung nahm er überhaupt noch eine kleine Unterstützung für ausstehende Ausgaben an und ließ es sich nicht nehmen, mir kurz vor meinem Abflug noch eine riesige Jackfrucht, eine fast ebenso riesige Ananas und eine halbe Bananenstaude – alles aus eigener Ernte – herbeizuschleppen. Ein paar weitere Godfreys würden vermutlich ein kleines Wirtschaftswunder in Uganda bewirken.

Christiane Kimmler-Sohr ist Journalistin und Übersetzerin.

Nur Tropfen auf den heißen Stein?

Andreas Gutleben und Abdou Garba Tarna

Niger zählt zu den ärmsten Ländern der Welt, entsprechend unzureichend sind die Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für Jugendliche. Mit ihrer ausführlichen Darstellung des formalen Bildungssystems in Niger weisen die beiden Autoren auf eine grundsätzliche Problematik hin: Das höchst komplexe Schul- und Ausbildungssystem scheint zwar für jeden Schüler eine adäquate Bildungsmöglichkeit bereitzuhalten. In der Realität fördert es aber eher die Elitenbildung, denn nur die wenigsten nigrischen Jugendlichen überwinden die Hürden der zahlreichen Prüfungen und Auswahlverfahren oder ergattern eines der staatlichen Ausbildungsstipendien. Die meisten Jugendlichen verfügen weder über die nötige Ausdauer noch über die finanziellen Mittel für eine Ausbildung, die ihnen eine Chance auf dem heiß umkämpften nigrischen Arbeitsmarkt eröffnen könnte.

In Niger gibt es bisher keine Schulpflicht, obwohl seit der Unabhängigkeit des Landes alle Regierungen die Ausbildung der Jugend als Grundrecht anerkannt und proklamiert haben. Eltern können also gesetzlich nicht dazu gezwungen werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Hinzu kommt, dass etwa 85 % der Bevölkerung Nigers in ländlichen Regionen leben, die meisten Infrastrukturmaßnahmen jedoch auf die Städte konzentriert sind. Entsprechend gering ist die Einschulungsquote mit derzeit ca. 24 %. Dramatisch niedrig ist dabei der Anteil der Mädchen: Sie machen nur ungefähr ein Viertel der nigrischen Grundschüler aus.

Der desolate Zustand der öffentlichen Haushalte verschärft diese unbefriedigende Situation zusätzlich: In den letzten zwölf Jahren gab es nicht weniger als fünf sog. „weiße Jahre“, in

denen entweder die Lehrer aufgrund ausstehender Gehaltszahlungen des Staates oder die Schüler wegen der skandalösen Schulverhältnisse streikten und somit kein Unterricht stattfand. Der Begriff der „verlorenen Generation“ macht die Runde.

Das Schulsystem des Landes – ein Erbstück der einstigen Kolonialmacht Frankreich – ist wie sein europäisches Vorbild von einer Tendenz zur Elitenbildung geprägt. Man kann dieses System in vier große Bereiche gliedern: die Vorschule, die Grundschule, die zweistufige Sekundarstufe und den übergeordneten Bereich der Hochschulen.

Die nigrischen Vorschulen – meist als Kindergarten bezeichnet – besuchen Kinder, die das Grundschulalter noch nicht erreicht haben. Hier erfolgt die Betreuung und Ausbildung gewöhnlich in den beiden am weitesten

verbreiteten Landessprachen: Haoussa und Zarma. Die Kinder lernen zunächst, ihre Schüchternheit gegenüber den Altersgenossen abzulegen; sie spielen miteinander, Geschichten werden erzählt, Lieder gesungen und Gedichte aufgesagt. In den letzten beiden Jahren vor der Einschulung beginnen sie, die französische Sprache als Kommunikationsmittel einzusetzen. Ein Schwachpunkt der nigrischen Vorschulerausbildung ist der Umstand, dass sie praktisch nur in der Hauptstadt Niamey, in verschiedenen Regional- und Distrikthauptstädten vorhanden ist, auf dem Land aber fast vollständig fehlt.

Massenunterricht in der Grundschule

Der Vor- und Grundschulbereich wird unter dem Begriff „Basisunterricht“ zusammengefasst und besteht aus sechs Klassen. Ab dem ersten Grundschuljahr ist die französische Sprache alleinige Unterrichtssprache. Die Nationalsprachen Haoussa und Zarma werden lediglich dann eingesetzt, wenn der Unterrichtsstoff allzu kompliziert ist. In den Grundschulen wird auch eine Einführung in Geschichte, Naturwissenschaften, Physik, Chemie und Geographie gegeben.

Grundsätzlich werden alle Schüler unabhängig von ihren Leistungen versetzt. Nur wenn es die Eltern fordern, wird eine Klasse wiederholt. Das hat der Grundschule schon die abschätzigste Bezeichnung „Massenunterricht“ eingebracht. Tatsächlich soll aber jedem Kind die Chance gegeben werden, zumindest lesen und schreiben zu lernen. Am Ende der Grundschule legen die Kinder eine Prüfung ab und erhalten ein Zeugnis. Allerdings haben nur die Schüler mit den besten Zensuren Aussicht auf staatliche Stipendien für den Besuch öffentlicher Gymnasien. Für die übrigen bleibt nur die Möglichkeit, private Gymnasien zu besuchen, sofern ihre Eltern dafür genug Geld haben. Für die meisten der dann 13-Jährigen ist die schulische Ausbildung hier allerdings schon beendet. Nur etwa jedem fünften Jugendlichen gelingt der Übergang in die Sekundarstufe – sei es wegen schlechter Leistungen, wegen fehlender Mittel oder einfach deshalb, weil nicht genug Schulen im Land vorhanden sind.

Die Sekundarstufe gliedert sich in zwei Etappen. In der ersten finden sich die öffentlichen oder privaten allgemeinbildenden Gymnasien, in der zweiten die höheren Gymnasien der Allgemeinbildung, der Technik, die sog. „normalen weiterbildenden Schulen“ und die berufsbildenden Schulen. Im Unterschied zum Grundschulbe-



Schreiner-Lehrlinge bei der Ausbildung

Foto: Andreas Gutleben

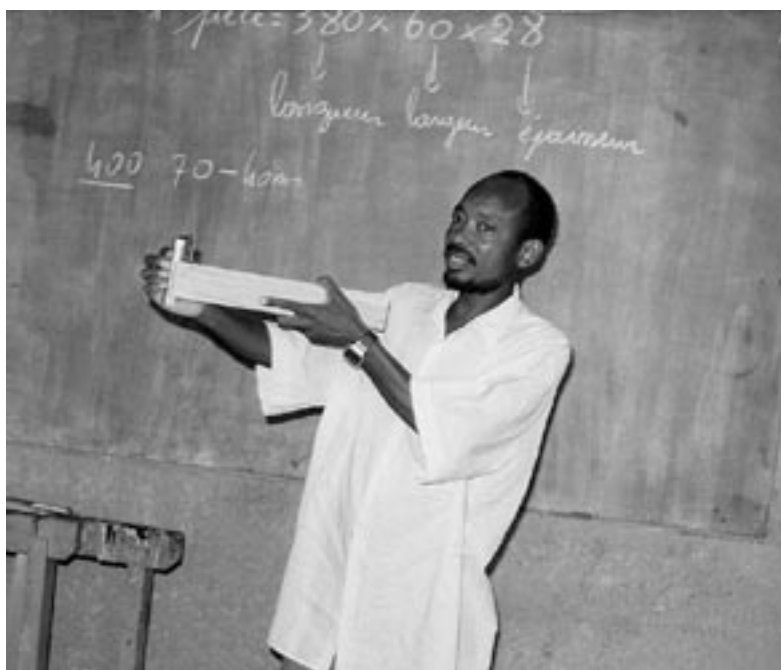
reich werden in den öffentlichen oder privaten allgemeinbildenden Gymnasien die Schülerinnen und Schüler jedoch nur in die nächste Klasse versetzt, wenn ihr Zeugnis zumindest einen Durchschnitt von 10 Punkten aufweist bei 20 maximal zu erreichenden Punkten. Ansonsten wird die Klasse wiederholt, was während der vier Jahre insgesamt jedoch nur einmal möglich ist.

Als Innovationen im Sekundarstufenbereich gelten die Einführung von Englisch als zweiter Sprache sowie praktische Unterweisungen in handwerklichen Tätigkeiten. Diese werden von allen Schülerinnen und Schülern unabhängig von den jeweiligen Klassenstufen gemeinsam absolviert. Für die Mädchen gibt es darüber hinaus den sog. „Hauswirtschaftsunterricht“, in dem sie stricken und kochen sowie die Regeln der häuslichen Hygiene lernen. Zusätzlich wird ihnen der Menstruationszyklus der Frau verständlich gemacht, um ungewünschte Schwangerschaften zu verhindern.

Am Ende dieser ersten Etappe legen die Schülerinnen und Schüler ihr erstes „wahres“ Diplom ab, kurz BEPC genannt. Es bietet den nun etwa 17-Jährigen theoretisch die Möglichkeit, einen Beruf zu ergreifen – vorausgesetzt, sie finden Arbeit auf dem sehr begrenzten Arbeitsmarkt. Vor den Abschlussprüfungen zum BEPC werden per Fragebogen die individuellen Weiterbildungswünsche ermittelt und den Schülern auch Hilfestellung bei der Auswahl der weiterführenden Bildungseinrichtungen angeboten.

Die höheren Gymnasien der Allgemeinbildung und der Technik bereiten in einer dreijährigen Ausbildung auf das Studium an Universitäten oder ihnen angegliederten Instituten vor. Schon im ersten Jahr werden die Schülerinnen und Schüler je nach Leistung in drei Bereiche aufgeteilt, je nachdem ob sie eher für Mathematik und Physik, in den Naturwissenschaften und Biologie oder in Sprachen und Humanwissenschaften Vorlieben zeigen. In dem gewählten Bereich wird auch das Abitur, kurz „Bac“ genannt, abgelegt. Die besten Abiturienten können nun wiederum ein Stipendium vom Staat oder von Institutionen der internationalen Zusammenarbeit erhalten, um an Universitäten in Afrika oder den USA bzw. in Europa weiterzustudieren. Die Absolventen mit geringen Stipendienaussichten müssen sich auf eigene Kosten bei Einrichtungen ihrer Wahl einschreiben oder ihr Glück ohne weitere Ausbildung auf dem heiß umkämpften Arbeitsmarkt versuchen.

In den *Écoles Normales*, den normalen weiterbildenden Schulen, werden die



Das FASD befindet sich in einer Umbruchphase: weg von der schulischen Ausbildung hin zur produktionsorientierten Fertigung. Foto: Andreas Gutleben

zukünftigen Ausbilder für die Grund- und Sekundarschulen sowie für die Gymnasien ausgebildet. In den berufsbildenden Schulen dagegen können sich die Schüler zum Automechaniker, Schreiner, Bauschlosser und Bauelektriker ausbilden lassen bzw. Rechnungswesen, Verwaltung, Landschaftskunde etc. lernen. Die Dauer des Unterrichts beträgt zwei oder drei Jahre und wird entweder mit einem Zertifikat oder einem Diplom der Berufsfähigkeit belohnt. Einige bilden in zwei-, drei- und vierjährigen Kursen auch sog. *Animateure*, *Encadreur* und andere Fachkräfte zur Beratung und Anleitung der ländlichen Bevölkerung aus. Sie werden später die Landbevölkerung bei der Produktionssteigerung, der Verbesserung von Lagermethoden für Hirse, in modernen Feldbearbeitungstechniken, in Erosionsvermeidung und Tierhaltung unterweisen. Relativ neu sind die privaten Einrichtungen, die Kurse für Informationstechnologien und Managementberatung anbieten.

Zum übergeordneten Bildungsbereich zählen in Niger eigentlich nur die Universität Abdoul Moumouni in Niamey, die Staatliche Verwaltungsschule ENA, das Institut für Informations- und Kommunikationstechniken IFTIC und die Islamische Universität in Say, die allerdings ausschließlich für jene Studenten reserviert ist, die die franko-arabischen Schulen besucht haben. Wie gering die Zahl der jungen Leute ist, die es tatsächlich bis zu einer dieser höheren Ausbildungsinstitute schaffen, zeigt sich schon allein darin, dass die Universität von Niamey im Jahrgang 1998/99 nicht mehr als 5.000 eingeschriebene Studenten

zählte – einschließlich der ausländischen Studenten.

Bildungsmöglichkeiten für Frauen und Schulabbrecher

Um die Situation in einigen Regionalhauptstädten zu verbessern, gibt es z. Zt. ein von der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW) teilfinanziertes Programm zur Förderung des Grundbildungssektors. In Maradi, Diffa, Tahoua und Dosso werden über 4.000 Schulplätze eingerichtet, was auch der einheimischen Wirtschaft neue Impulse gibt: So belebt der öffentlich ausgeschriebene Großauftrag für Schulbänke, Lehrertische und Schränke die nigrische Möbelwirtschaft, schafft Arbeitsplätze und trägt zur Existenzsicherung bei.

Ein weiteres interessantes Beispiel für die Entwicklungszusammenarbeit im Bereich Jugend und Bildung stellt die Autowerkstatt von Fatouma Tahirou im *Village Artisanal* in Niamey dar. Mit luxemburgischer Unterstützung konnte sie sich dort, wie viele andere Handwerker auch, einen kleinen Betrieb aufbauen und bildet nun junge Frauen aus. Sie hat mit einigen Unternehmen Wartungsverträge für deren Fuhrpark abgeschlossen, wickelt jedoch auch Aufträge von Privatkunden ab. In Niger ist die Reparatur von Autos eigentlich „Männersache“, und so gab es erhebliche Anfangsschwierigkeiten. Für Fatouma Tahirou war es wohl auch nicht ganz einfach, ihre zukünftigen Mitarbeiterinnen davon zu überzeugen, dass der Beruf des Kfz-Mechanikers auch von Frauen erfolgreich ausgeübt werden kann. Inzwischen ist der Betrieb jedoch voll in



Praktischer Unterricht für angehende Kfz-Mechaniker

Foto: Andreas Gutleben

die Autoreparaturzene Niameys integriert; neue Investitionen sind beabsichtigt. Eher traditionelle Ausbildungsmöglichkeiten für junge Mädchen bieten die sog. *Foyers féminins*. In diesen Ausbildungszentren lernen sie schneidern, sticken, Küchenarbeit und alles andere, was den Haushalt betrifft.

Jugendlichen ohne oder mit einer nur rudimentären Bildung bleibt meist nichts anderes übrig, als sich mit Beteteln über Wasser zu halten oder gänzlich in Apathie zu verfallen. Mit einigem Glück oder der hierzulande enorm wichtigen Hilfe ihrer Familien können sie allenfalls noch Handlangerdienste im informellen Sektor ergattern. Jetzt hat die Regierung zusammen mit internationalen Partnern Berufsbildungszentren für jugendliche *Drop-Outs* eingerichtet bzw. reaktiviert, in denen Schulabbrecher u. a. in der Schreinerei, in Metallbau, Batik, Wasserinstallation, Industriedesign, Stricken und Schneidern ausgebildet werden. Sie haben dort außerdem die Möglichkeit, sich auf jene Prüfungen vorzubereiten, an denen sie während ihrer Schulzeit gescheitert sind, um dann ihre abgebrochene Schulbildung weiterführen zu können. Das Ausbildungszentrum des Nationalmuseums von Niamey, entstanden und betrieben mit der Unterstützung des Rotary-Clubs Mannheim und des DED, bietet jugendlichen *Drop-Outs* derartige Möglichkeiten.

Für Jugendliche, die zumindest das zweite Jahr der Sekundarstufe erfolgreich absolviert haben und somit schon über ein vergleichsweise hohes Bildungsniveau verfügen, bietet der DED in Zusammenarbeit mit der zu-

ständigen Kammer eine qualifizierte Berufsausbildung im *Centre de Formation d'Apprentis selon le Système Dual* (FASD) an. Die zweijährigen Kurse folgen dem Dualen Ausbildungssystem und umfassen sowohl die theoretische als auch praktische Ausbildung im Schreiner-, Metallbauer- und Automechanikerhandwerk.

Mögliche Auswege aus der Bildungsmisere

Sich wandelnde Rahmenbedingungen in der Entwicklungszusammenarbeit wie beispielsweise die zunehmenden Globalisierungstendenzen, der Privatisierungs- und Eigenfinanzierungsdruck sowie die modifizierten Leitlinien der Bundesregierung haben auch die Grundlagen vieler Projekte in Niger verändert. So befindet sich das FASD z. Zt. in einer Umbruchphase, in der die schulische Ausbildung zunehmend zugunsten einer produktions- und umsatzorientierten Fertigung in den Hintergrund gedrängt werden wird.

Der im Spätsommer letzten Jahres veranstaltete „Tag der offenen Tür“ ist als Beginn einer zukünftig zu intensivierenden Öffentlichkeitsarbeit zu sehen. Andere Zielgruppen wie z. B. Chauffeure, selbstständige Handwerker und Betriebsleiter sowie Tankwarte sollen verstärkt angesprochen werden. Sie sollen die Möglichkeit erhalten, an ihrem tatsächlichen Bedarf orientierte Fortbildungsmaßnahmen in modularen Kursen belegen zu können. Auch werden die Ausweitung des FASD über die Grenzen Niameys hinaus diskutiert und Möglichkeiten zur Integration traditioneller sowie üblicherweise von Frauen ausgeübter Handwerksformen

angedacht. Auch die Nutzung moderner Informationstechnologien in einem Dienstleistungszentrum, etwa zur Beschaffung von Ersatzteilen oder zur Erstellung von Marktanalysen, wird erwogen.

All dies sind Versuche, Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen, die an den nigrischen Arbeitsmarkt angepasst sind und jungen Leuten neue Arbeitsmöglichkeiten eröffnen. Denn das größte Problem in Niger ist und bleibt, einen Job zu finden. Der Staat – lange Zeit der größte Arbeitgeber für die Absolventen der weiterführenden Schulen – stellt seit langem niemanden mehr ein. Die Nichtregierungsorganisationen und die im Lande vorhandenen Projekte der Entwicklungszusammenarbeit fordern stets einige Jahre Berufserfahrung, welche die meisten jungen Leute nicht vorweisen können. So bleibt ihnen nichts anderes übrig, als in Privatschulen zu unterrichten, manchmal in Fächern, die sie kaum beherrschen und ohne jegliche pädagogische Kenntnisse. Das Ergebnis ist ein ständig sinkendes Ausbildungsniveau an den nigrischen Schulen. Eine Ausbildung der Ausbilder täte not, um eine weitere Verschlechterung der Situation zu vermeiden. Aber wer wird sich darum kümmern?

Abdou Garba Tarna ist selbständiger Sozio-Linguist und seit 1987 für die Vorbereitung des DED in Niger verantwortlich.

Andreas Gutleben ist Kfz-Meister und Dipl.-Ing. für technischen Umweltschutz und seit 1998 als Entwicklungshelfer des DED in Niger tätig.

Kokospalmen retten Menschenleben

Eva Hansen

Die Autorin gehört zu den rund 90 deutschen Jugendlichen, die pro Jahr mit den Internationalen Jugendgemeinschaftsdiensten (IJGD) nach Afrika, Südasien und Lateinamerika reisen und dort in Workcamps arbeiten. Eindrücklich beschreibt sie die Begegnung mit der indischen Kultur, die sie nicht nur fasziniert, sondern auch betroffen gemacht hat.

Ich hocke auf dem Boden. Die Beine eng an den Oberkörper angewinkelt, schwebe ich, Gleichgewicht suchend, über meinen Füßen. Den drei Kindern,

kauft hat. Es ist eine Ehre für sie, und auch ich fühle mich geehrt, ohne recht zu begreifen, was um mich herum geschieht. Stolz fragt ihr fünf-

nes Nachmittages in Indien. Ich denke: Jeder sechste Mensch sitzt in dieser Haltung, der „Kackhaltung“, wie ich sie bald nennen werde, denn – man möge mir verzeihen –, so sieht sie tatsächlich aus. Jeder Sechste auf dieser Welt ist Inder.

Ich befinde mich in einem kleinen Dorf Südindiens, das nicht einmal auf der Landkarte vermerkt ist: Arni. Arni liegt süd-südwestlich von Madras, heute Chennai, im indischen Bundesstaat Tamil Nadu. Das erste, was ich dachte, als ich den Bus nach vier Stunden Fahrt verließ und meinen Fuß auf die Hauptstraße setzte, war: „Ist das hier dreckig!“ und „Wo kommen all die Menschen her?“ Staub, aufgewirbelter Sand, Ochsenkarren und Gesicht neben Gesicht. In dieser absoluten Fremde sah ich dann ein Schild, das über die Straße gespannt war: „WEL welcomes IJGD volunteers.“ Orientie-

Workcamp



Eva Hansen (4. v. l.) mit den übrigen Teilnehmerinnen des IJGD-Workcamps in Südindien.

Foto: privat

die mit Staunen mein blondes Haar anstarrten, immer wieder aufspringen und für mich tanzen wollen, macht diese mir äußerst unbequeme Haltung nichts aus – ebenso wenig wie ihren Großeltern, die neugierig meine weißen Arme betrachten.

„Chai, Chai, thank you! Thank you!“, sagt die Tochter und reicht mir ein kleines Glas mit indischem Milchtee. Eine andere Frau reicht mir Kekse, die sie von ihrem Tageseinkommen ge-

jähriger Sohn immer wieder auf Englisch: „Where are you from? What’s your name?“ Die stetigen Wiederholungen seiner prachtvollen Vokabeln, die scheppernde Musik aus dem Dorfradio und das Murmeln der auf dem Boden hockenden Frauen, unterlegt vom lauten Klatschen, das der Sari-Stoff erzeugt, wenn er beim Waschen mit Wucht auf die Straße geschlagen wird – all diese Geräusche mischen sich zum unverwechselbaren Klang ei-

nung, Hilfe, Ziel, Zuhause, schoss es mir durch den Kopf. IJGD-Volunteers – damit war ich gemeint. WEL – da wollte ich hin. Ich war am Ziel meiner bis dahin strapaziösen Reise angelangt.

Unterstützung für die Rechtlosen

IJGD bedeutet Internationale Jugendgemeinschaftsdienste. Das ist eine Organisation, die ihren Hauptsitz in Ber-



Junge Mädchen aus dem Dorf Arni in Südindien auf dem Weg zur Schule.

Foto: Eva Hansen

lin hat und Workcamps überall in Europa, Asien, Afrika und Lateinamerika anbietet. Freiwillige, sog. *Volunteers*, können über diesen Weg auch ohne Ausbildung oder großes Bankkonto eine Art Entwicklungshilfe leisten und vor allem Kulturaustausch erleben.

Mein Ziel war es, Indien kennenzulernen, und so meldete ich mich für ein vierwöchiges Workcamp in Südindien an und lernte Ruby, Doon Bosco, Yothi und die anderen Familien von WEL kennen. WEL bedeutet *Women's Education for Liberation*. Es ist eine reine Frauenorganisation, die für die Rechte insbesondere der Dalit-Frauen in Tamil Nadu kämpft. Dalits sind die Menschen der untersten Kaste im hinduistischen Gesellschaftssystem. Gandhi nannte sie die „Kinder Gottes“, sie sind die Rechtlosen der größten Demokratie dieser Erde. Die Zusammenarbeit mit IJGD ermöglicht WEL die Verwirklichung von Projekten wie den Bau eines Hauses oder den Anbau von Kokospalmen, bei dem sieben andere deutsche Mädchen und ich mithalfen.

Ich bin also aus Deutschland in dieses kleine Dorf am anderen Ende der Welt gereist. Und nun ist es heiß, laut, ich bin umringt von Menschen, und alles ist anstrengend, aber auch aufregend. Ruby, die Leiterin und Gründerin von WEL, erzählt uns von ihrer Arbeit. Sie erklärt, warum sie so froh ist, dass wir da sind und was unsere Arbeit für sie, WEL und die Frauen im Dorf bedeutet. Ehrlich gesagt hatte ich bereits bezweifelt, ob das, was ich tue, überhaupt Sinn macht: Etwas deplaziert und wie ein Schauobjekt hatte ich mich in meiner weißen Haut gefühlt, als man mir am zweiten Tag eine Schippe, eine Pflanze, Wasser und Salz in die Hände drückte und ich in Wohltätermanier eine Kokospalme vor einer kleinen Hütte pflanzen sollte, während das gesamte Dorf – Männer, Frauen, Kinder, Greise und zahlreiche Kühe – dabei zusahen.

Palmenpflanzen als Überlebenshilfe

„Eine Kokospalme rettet das Leben eines Mädchens,“ erklärt Ruby nun, und ich begreife, weshalb mich die Frau vor der Hütte so glücklich angestrahlt hat. Denn in Indien sind Mädchen ein Nichts – sie sind nur teuer für ihre Familien. Die Mitgift, die ein Vater bei der Heirat seiner Tochter an die Familie seines künftigen Schwiegersohnes zahlen muss, übersteigt die Möglichkeiten armer Familien. Unverheiratete Töchter aber sind nur zusätzliche Esser und gelten außerdem als

Schande. Die Folgen dieser Situation: Täglich werden Tausende weiblicher Embryos abgetrieben und sogar Babies getötet. Rugby schildert uns, auf welche Weise Mütter ihre Säuglinge umbringen.

Von Spendengeldern kauft WEL in diesem Jahr Kokospalmen und verteilt sie an Familien ohne Einkommen. Eine Palme bringt soviel ein wie die Heirat eines Sohnes und rettet den Töchtern das Leben. Betroffen stehen wir da, pflanzen die letzten zehn Palmen dieses Tages und gehen dann zum Essen zurück in Rubys Haus. In einem Raum von 10 m² sitzen wir auf dem Boden und essen mit den Fingern ein leckeres Mittagmahl: viel Reis mit einem Klecks unglaublich scharfer Chutney-Soße. Wir, das sind acht Deutsche und acht Inderinnen.

Die kleine Julia, Tochter von WEL-Mitglied Samandi, hockt sich neben mich, belächelt ein wenig meine an Besteck gewöhnten, zugegebenermaßen noch etwas ungeschickten Hände. „You are from Germany. I'm from India. Nice to meet you!“, sagt sie in einem niedlichen Akzent und wiegt dabei ihren Kopf von einer zur anderen Seite, wie es viele Inder tun. Meine Betroffenheit weicht der Begeisterung, und die bleibt.

Eva Hansen ist angehende Studentin und hat 1998 im IJGD-Workcamp in Südindien mitgearbeitet.

IJGD – 50 Jahre Workcamps für Jugendliche

Seit 1949 gibt es die Internationalen Jugendgemeinschaftsdienste e.V. (IJGD), eine der ältesten und größten Workcamp-Organisationen Deutschlands. Jugendarbeit in einem neuen und demokratischen Deutschland zu leisten war in den Jahren nach dem Krieg eine große Herausforderung. Die Aufgaben von damals – internationaler Jugendaustausch und Freiwilligenarbeit – bestimmen auch heute noch die Arbeit. 120 Workcamps im Jahr organisiert IJGD in Deutschland; für etwa 90 deutsche Teilnehmer und Teilnehmerinnen gibt es Workcamp-Plätze in Afrika, Südasiens und Lateinamerika. Die Partner dort sind Nichtregierungsorganisationen, die durch Freiwilligenarbeit Entwicklungsprojekte in ländlichen Regionen durchführen. Drei Wochen arbeiten Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen zusammen, um eine Schule oder ein Jugendzentrum zu bauen oder eine Wiederaufforstungsaktion zu unterstützen. Dabei erfahren sie viel voneinander und lernen zugleich ihr Gastland kennen. Zwei Seminare bereiten sie auf ihren Aufenthalt vor. Die Kosten für ein dreiwöchiges Workcamp in Afrika betragen 150–200 US \$ zuzüglich der Kosten für die Anreise. Anmeldeschluss für die Workcamps 1999 ist der 28. März. Wer mehr Informationen über das Angebot der IJGD in Afrika, Asien und Lateinamerika haben möchte, wende sich bitte an:

IJGD (AALA-Bereich)
Glogauerstr. 21
10999 Berlin
Tel: 030 / 611 10 92
Fax: 030 / 611 19 94

Partner über die Grenzen hinweg

Wilhelm Neef

Regelmäßig fahren Schüler und Lehrer aus dem nordrhein-westfälischen Herchen und dem brandenburgischen Cottbus nach Kamerun, wo sie eine Schule und eine Kleinbauernkooperative unterstützen. Ihre Partnerschaft lebt jedoch nicht nur durch diese Besuche, bei denen sie an konkreten Projekten mitarbeiten, sondern auch durch zahlreiche öffentlichkeitswirksame Aktionen in Deutschland. Entwicklungspolitische Jugend- und Bildungsarbeit könnte nicht besser verankert sein als in einer Vielzahl solcher Schulpartnerschaften, wie sie der ehemalige DED-Entwicklungshelfer und Initiator des „Partnership Work Projects“ in diesem Beitrag beschreibt.

Unsere kameruner Partner sind die *Presbyterian Secondary School Besongabang* und die Kleinbauernkooperative *Mamfe Central Farmers Cooperative* (MACEFCOOP). Beide liegen an der *Transafrica Road* in der Südwestprovinz im tropischen Regenwald Kameruns. Die *Transafrica Road* ist bei Mamfe eine unbefestigte Buschpiste, die in der Regenzeit oft kaum passierbar ist. Alle zwei Jahre fahren wir zu unseren Freunden nach Mamfe. Wir – das sind die Schüler und Lehrer des Bodelschwingh-Gymnasiums Herchen in Nordrhein-Westfalen und des Oberstufenzentrums I Cottbus in Brandenburg. An der *Presbyterian Secondary School Besongabang* leben und arbeiten wir vier Wochen lang bei und mit den Schülern und Lehrern unserer Partnerschule. Bei den Aufenthalten entstanden seit 1991 in gemeinsamer Arbeit eine Wasserversorgung und eine Gesundheitsstation. Auch wurden einige Fachräume, die Internatsunterkünfte der Schüler, schuleigene Lehrerhäuser und der Speisesaal grundlegend renoviert.

Seit 1992 betreut das *Partnership Work Project* auch die MACEFCOOP. Die Mitglieder der Kooperative bauen ihre Lebensmittel selbst an und versuchen, das wenige Bargeld, das sie für Kleidung, Medikamente und die Schulbildung ihrer Kinder brauchen, durch den Anbau von Kaffee und Kakao zu erwirtschaften. Organisatorische Aufgabe der Kooperative ist es, den Kaffee bei den Kleinbauern im Regenwald abzuholen, ihn zu schälen, zu sortieren, zu verpacken und über schlechte Pisten zur 300 km entfernten Hafenstadt Douala zu bringen. Von dort wird er nach Europa verschifft. Wie stark das Projekt im Schulalltag und in den

Herzen der Schüler und Lehrer in Herchen verwurzelt ist, zeigt der „Hungermarsch“ im April 1997, bei dem etwa 1.700 Personen öffentlichkeitswirksam für den guten Zweck, in diesem Fall für MACEFCOOP, 15 Kilometer liefen. An nur einem Tag kamen so über 60.000 DM zusammen. Von dem Geld wurden zwei geländegängige Lastkraftwagen und ein Bürofahrzeug für die MACEFCOOP gekauft. Bei unserem Besuch im April 1998 präsentierte die MACEFCOOP die von den Spendengeldern des Hungermarsches und des Landes Nordrhein-Westfalen gekauften Fahrzeuge und die Kaffeeschälmaschine der lokalen Öffentlichkeit.

Verlässlichkeit auch in schwierigen Zeiten

Jugendliche haben in Kamerun kaum eine berufliche Perspektive. Nach dem *O-* oder *A-Level*, sogar nach einem ab-

[DED-Anzeige 104x175 mm]

geschlossenen Hochschulstudium, winkt meist die Arbeitslosigkeit. Das Heer der frustrierten jugendlichen Langzeitarbeitslosen wird immer größer. Viele träumen von einer besseren Zukunft in Europa oder Amerika.

Wir geben uns nicht der Illusion hin, dass wir grundsätzlich an der katastrophalen Situation der Jugendli-

sind stark angestiegen. Dadurch erhalten die Lehrer ihr spärliches Gehalt nahezu regelmäßig – in Kamerun keine Selbstverständlichkeit – und bieten den Schülern einen engagierten Unterricht.

Auch die *Mamfe Central Farmers Cooperative* (MACEFCOOP) hat schwere Zeiten hinter sich. 1992 unterschrieb

aus ihrem Land zu machen. Sie sind jung, gut ausgebildet und verlieren bei allem Idealismus nicht den Blick für die Realität.

Die europäischen Partner

Der wirtschaftliche Erfolg der Kooperative ist wichtig. Er zeigt, dass große Veränderungen selbst in den Dörfern des tropischen Regenwalds möglich sind, wenn es junge entschlossene und gut ausgebildete Afrikaner gibt, die solche Aufgaben anpacken. Dann sind wir als europäische Partner gefordert. Viele der deutschen Jugendlichen, die mit in Kamerun waren, hat das Land, haben die Menschen dort auch mehrere Jahre nach ihrem Besuch nicht losgelassen. Sie halten Kontakt zu Afrika und sind bereit, Partner zu sein.

Die Schüler, Eltern, Freunde und Lehrer des Bodelschwingh-Gymnasiums „erwirtschafteten“ in Konzerten, Tombolas, dem symbolischen Verkauf von Bausteinen, dem Hungermarsch und vielen anderen kleinen Aktivitäten den Löwenanteil der Projektkosten. Auch unsere Freunde vom Oberstufenzentrum I in Cottbus leisteten ihren Beitrag.

Das Land Nordrhein-Westfalen macht unser Begegnungsprojekt durch den Zuschuss zu den Reisekosten der Jugendlichen aus dem von der Carl Duisberg Gesellschaft verwalteten Programm „Konkreter Friedensdienst“ erst möglich. Darüber hinaus finanzierte es einen Kleinbus für die Kameruner Schule, eine Kaffeeschälmaschine für die MACEFCOOP und leistete weitere Projektzuschüsse. Das Land Brandenburg unterstützte das Projekt mit Lotto-Geldern, und die Bundeswehr stellte uns im Rahmen der humanitären Hilfe einen Lastkraftwagen und ein Motorrad für die MACEFCOOP zur Verfügung.

Wir arbeiten eng mit der Gepa, Van Weely und Naturland zusammen und haben Kontakte zu Max Havelaar in Holland. Die deutsche Botschaft in Jaoundé verfolgt unsere Aktivitäten mit wohlwollendem Interesse. Mit einigen anderen kleinen (Hilfs-)Organisationen tauschen wir uns aus und helfen uns gegenseitig. Um dem Projekt einen rechtlichen Rahmen zu geben und Schülern auch dann noch die Mitarbeit zu ermöglichen, wenn sie die Schule bereits verlassen haben, haben wir vor einigen Jahren den Verein SNOWBALL-Deutschland e.V. gegründet.

Wilhelm Neef ist Gymnasiallehrer und war von 1983 bis 1985 Entwicklungshelfer des DED in Kamerun.



Der Speisesaal der „Presbyterian Secondary School“ wird gemeinsam renoviert.

Foto: privat

chen etwas ändern können. Dennoch wollen und können wir etwas tun: Wir sind nun schon seit acht Jahren verlässliche Partner und wollen es auch bleiben. Dass die Partnerschaft unbefristet ist, ist sehr wichtig. Wir suchen außerdem mit immer neuen deutschen Jugendlichen die Begegnung und erweitern so ständig den Kreis der Partner. Wir geben den Menschen in Mamfe und Umgebung das Gefühl, dass der Rest der Welt sie nicht vergessen hat. Und wir sind Gesprächspartner, erhalten und geben Anstöße und helfen in bescheidenem Umfang organisatorisch und finanziell, das Bestehende zu erhalten und neue Perspektiven zu entwickeln.

Die *Presbyterian Secondary School Besongabang* war von Anbeginn unser Partner vor Ort. Vor kurzem wurde aus der *Secondary School* eine *Highschool*, an der man auch Abitur machen kann. Nach einer langen Durststrecke, die ihre Ursachen in strukturellen Problemen, aber auch in schlechtem Management und mangelnder Kooperation zwischen Lehrern und Schulleitung hatte, geht es jetzt mit der Schule wieder aufwärts. Auch die Schülerzahlen

der damalige *Acting Manager* den ersten Vertrag mit der Gepa in Wuppertal – eine echte Herausforderung. Er schaffte es, dass die MACEFCOOP als einzige Kooperative aus der Südpfanzweprovinz Kaffee direkt exportierte. Allerdings gelang es ihm danach nicht, sie zu einer wirklich demokratischen und effizienten Kooperative im Dienste ihrer Mitglieder zu machen. Erst mit Ako Sunny Anselm, dem neuen jungen Manager, und seinem Mitarbeiter Etchu-Njang Schwartz schaffte die MACEFCOOP den Weg aus der Krise. Die beiden konzentrieren nunmehr die Aktivitäten der MACEFCOOP auf einige sorgfältig ausgewählte Gebiete.

Schwartz knüpft lange vor dem Beginn der Kakao- und Kaffeesaison Kontakte zu den Farmern und informiert sie über die MACEFCOOP, die Grundzüge des fairen Handels und den biologischen Anbau von Kaffee und Kakao. Er gehört zu jenen jungen Kamerunern, die wütend darüber sind, was aus ihrem Land geworden ist, und wissen, dass sie eine Verbesserung weder von der Regierung noch von der Opposition erwarten können. Dennoch sind sie wild entschlossen, etwas

Jugendworkcamps in Burkina Faso

Ingrid Bethke

Seit 1988 führt die Jugendförderung des Berliner Bezirks Reinickendorf in Kooperation mit dem „Förderkreis Burkina Faso e.V.“ Jugendworkcamps im Department Bokin in Burkina Faso durch. Über 100 junge Berliner und Berlinerinnen im Alter zwischen 17 und 27 Jahren haben bisher daran teilgenommen, über 50 Burkinabés waren in Reinickendorf zu Gast. Durch die gelungene Kooperation von freien und öffentlichen Trägern in beiden Ländern wird in Bokin nicht nur wichtige materielle Hilfe geleistet, sondern auch ein interkultureller Austausch gefördert, der – selten genug – auch Afrikanern den Aufenthalt in Deutschland ermöglicht.

Auf deutscher Seite trägt die Jugendförderung Reinickendorf die Verantwortung für die Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Jugendbegegnung. Das jeweilige Projekt, in dem die jungen Leute mitarbeiten, wird vom „Förderkreis Burkina Faso“ aus Beiträgen, Spenden und Basareinnahmen finanziert, größere Projekte unterstützt auch die Berliner Landesstelle für Entwicklungszusammenarbeit.

Auf burkinischer Seite gibt es ebenfalls zwei Kooperationspartner: Die Nichtregierungsorganisation „Sahel Solidarité“ organisiert nicht nur die Mitarbeit im Projekt, sondern auch die Logistik des Workcamps. Sie kümmert sich um den Transport der Gruppe nach Bokin und die kostenlose Unterbringung in einem großen Gehöft. Das *Comité de Gestion* dagegen ist für

das Begegnungsprogramm vor Ort verantwortlich und organisiert Besichtigungen, Diskussionen, Kultur, Sport und Feste oder Familieneinladungen. Das Komitee besteht aus lokalen und traditionellen Autoritäten sowie Vertreterinnen und Vertretern verschiedener Bevölkerungsgruppen.

1988 half die deutsche Gruppe beim Bau einer Gesundheitsstation im Dorf Séguédin; 1990 wurden rund um die Oberschule von Bokin gemeinsam mit den Schülern zwei Hektar mit Bäumen bepflanzt; 1992 renovierte die Gruppe die Entbindungsstation von Bokin; 1994 halfen die jungen Leute beim Bau einer Schulbibliothek und 1997 beim Ausbau des Handwerkerzentrums von Bokin. In jedem dieser Projekte erfolgte die Mitarbeit der jungen Berliner unter der Anleitung einheimischer Fachkräfte und gemein-

sam mit den Dorfbewohnern. Unter den Teilnehmern des Workcamps sind immer einige dabei, die schon einmal in Bokin waren. Sie fungieren für die „Neuen“ als Mittler der Kontakte vor Ort und für die burkinischen Partner als Garanten der Kontinuität. Für die Kommunikation ist es auch wichtig, dass ungefähr die Hälfte der deutschen Jugendlichen über französische Sprachkenntnisse verfügt.

**Interkultureller
Austausch**

Erleben statt wissen

Die inhaltliche Vorbereitungszeit umfasst ein Jahr mit monatlich mindestens einem Treffen mit Seminarcharakter und zwei Wochenendseminaren. Schwerpunkt ist zum einen die Vermittlung von Kenntnissen über Land und Leute, Geschichte und Kultur sowie Entwicklungspolitik, zum anderen jedoch vor allem die Vorbereitung auf die Begegnung selbst. Hierzu gehören nicht nur gründliche Informationen über Sitten, Gebräuche und Umgangsformen, sondern vor allem die Beschäftigung mit interkultureller Kommunikation.

Im Laufe der Jahre wurde zur pädagogischen Zielsetzung ein Konzept erarbeitet, aus dem hier nur einige Aspekte erwähnt werden sollen:

- ▶ Abbau von Vorurteilen bzw. Hilfen, wie Klischeevorstellungen und Pauschalbewertungen vorgebeugt werden kann
- ▶ Aufbau von Kontakten und freundschaftlichen Beziehungen
- ▶ Förderung der politischen und kulturellen Bildung durch Anschauung und unmittelbares Erleben
- ▶ Veränderte Sicht auf die eigene Kultur und Umwelt
- ▶ Erkennen von politischen, ökonomischen



Die Gäste aus Deutschland schlafen lieber unter freiem Himmel als in engen Räumen.

Foto: Ingrid Bethke

mischen und ökologischen Zusammenhängen

- ▶ Entwicklung von Verständnis und Toleranz
- ▶ Erlernen und Ausprobieren eigener Fähigkeiten und praktischer Fertigkeiten
- ▶ Ermutigung zu solidarischem Handeln und zu Engagement über die Zeit des Workcamps hinaus.



Die Umfriedung des Handwerkerzentrums wird unter fachkundiger Leitung gemauert. Foto: Ingrid Bethke

Jede unmittelbare und von Emotionen begleitete Erfahrung ist einer nur theoretischen Vermittlung von Faktenwissen grundsätzlich überlegen. Deshalb wird bei der Programmplanung und -realisierung besonderer Wert auf unmittelbare Anschauung und direkte interkulturelle Kommunikation und Interaktion gelegt. Aus diesem Grund ist mit den Partnern vor Ort abgesprochen, dass nur ein Teil des Programmes „Pflichtprogramm“ für alle ist. Hierzu gehören Veranstaltungen mit besonderem Informationswert oder von protokollarischer Bedeutung, wie z. B. die Diskussion mit den Dorfkooperativen oder der Empfang beim Präfekten. Andere Programmangebote hingegen werden von kleineren „Dele-

gationen“ wahrgenommen. Für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer soll genug Freiraum zur Entwicklung und Vertiefung eigener Interessen und Kontakte bleiben.

Die praktische Mitarbeit im Projekt ist äußerst wichtig für die Kontakte zur Dorfbevölkerung. Hierbei muss man klar sagen, dass die burkinischen Partner diese Projekte natürlich auch ohne unsere Hilfe realisieren könnten – die Mitarbeit ist aber für die deutschen Teilnehmer wichtig, und die burkinischen Partner empfinden die jungen Leute nicht als Touristen oder Beobachter, sondern als Partner. Die Jugendlichen arbeiten unter der Anleitung einheimischer Fachkräfte, da sie selbst in der Regel kein handwerkliches Fachwissen mitbringen. Auf

diese Weise wird die übliche Rollenverteilung „Geber/Empfänger“ relativiert zugunsten eines partnerschaftlichen Verhältnisses mit wechselseitigem Geben und Nehmen.

Kontakt zu allen Bevölkerungsgruppen

Die Teilnehmer der ersten beiden Workcamps stellten noch mit Bedauern fest, dass sich ihre Kontakte fast ausschließlich auf den Kreis der „Funktionäre“ – auf die Lehrer und Mitarbeiter der kommunalen Verwaltung sowie auf die Präfektur – beschränkten und darüber hinaus nur noch auf männliche Schüler der Oberschule. Zur übrigen Bevölkerung – insbesondere zu den Frauen und Mäd-

Ein Internat schafft Hoffnung

Dieter Gottschalk

Für viele Schülerinnen und Schüler im Department Bokin, die unter zum Teil widrigen Bedingungen die Prüfung an den Dorfschulen für den Wechsel zur einzigen Oberschule, dem unserer Realschule entsprechenden Collège d'Enseignement General (CEG), geschafft haben und deren Eltern auch bereit und in der Lage sind, den kostspieligen Schulbesuch zu finanzieren, gibt es ein fast unüberwindbares Hindernis: die bis zu 15 Kilometer weiten Schulwege. Öffentliche Transportmittel gibt es nicht, und nur wenige Schüler besitzen ein Fahrrad. Es bleiben also stundenlange ermüdende Fußmärsche, die abends nach Ende der Ganztagschule besonders für Mädchen nicht ungefährlich sind; und nicht jede Familie hat die Möglichkeit, ihre Kinder während der Schulzeit bei Verwandten in Bokin als Logiergäste unterzubringen.

Die lokalen Autoritäten und die Elternvertreter trugen dieses Problem dem „Förderkreis Burkina Faso“ vor, der es dann in den Jahren 1994/95 schaffte, auf dem Gelände des CEG Bokin ein Internat mit Schlafräumen, Mensa und hygienischen Einrichtungen zu schaffen, zunächst für die Mädchen, danach ergänzt um Räume für die Jungen. Das Internat wurde vor einigen Jahren eingeweiht und ist inzwischen voll belegt. Damit erhielten die im burkinischen Schulwesen ohnehin unterrepräsentierten Mädchen eine deutliche Förderung: Ihre Zahl am CEG nahm zu. Die Mädchen und Jungen, die dort einen Platz gefunden haben, wohnen die Woche über im Internat und kehren nur an den Wochenenden oder in den Ferien in ihre weit entfernten Heimatdörfer zurück. Als das Internat seinen Betrieb aufnahm, gab es allerdings ein Problem, das vorher bei der Planung auch von den burkinischen Partnern nicht bedacht worden war: Die Eltern waren nicht bereit, ihre Töchter ins Internat zu schicken, solange dort keine weibliche Aufsichtsperson wohnt. Der Förderkreis ließ also ein weiteres Haus für eine Aufsichtsperson bauen. Dies wurde dann allerdings ganz anders genutzt als geplant: Aufgrund von „Gefälligkeiten“ bezog der neue Schulleiter das Haus – nur „provisorisch“, wie es hieß. Der Aufsichtsperson wurde derweil ein Zimmerchen im Schlafgebäude der Mädchen zugewiesen. Bei einem Besuch in Bokin stellten wir zu unserem Ärger fest, dass der Schulleiter immer noch in dem besagten Haus wohnt und dass er auch die Nutzung der von uns gebauten und mit Büchern bestückten Schulbibliothek nicht wie vorgesehen organisiert hat. Die übrigen Anfangsprobleme sind aber anscheinend gemeistert worden und das Internat funktioniert mittlerweile recht gut.



Gekocht wird mit einheimischen Zutaten.

Foto: Ingrid Bethke

chen, aber auch zu den bäuerlichen Familien generell – konnten kaum Kontakte aufgebaut werden. Inzwischen wissen wir, dass dies nicht nur am Sprachproblem lag – nicht alle Dorfbewohner sprechen Französisch –, sondern dass besonders bei den Älteren eine abwartende Haltung vorherrschte und bei den Frauen und Mädchen die Zurückhaltung auch kulturell bedingt war.

Im Laufe der Jahre ist diese Scheu völlig verschwunden: Den Anfang machten die Dorfältesten, gefolgt von den Männern. Der Durchbruch wurde aber erst erzielt, als die Frauen den Weg zu uns fanden und die „Mütter und Omas“ uns in ihre Höfe und Hütten einluden und umgekehrt unser Gehöft regelmäßig besuchten. Danach trauten sich auch die jungen Mädchen zu uns, ohne um ihren Ruf fürchten zu müssen. Wir denken, dass es vor allem die Kontinuität der Begegnungen war, die eine allmähliche und natürliche Entwicklung der Kontakte und Beziehungen ermöglichte. Jetzt gibt es eine solide Basis für weitere Begegnungen, in die neue Teilnehmer problemlos integriert werden können.

Vor allem die letzte Gruppe 1997/98 erntete die Früchte der Bemühungen früherer Gruppen – die Kontakte waren optimal und reichten auch in recht weit von Bokin entfernte Dörfer. Dies kam daher, dass Reinickendorf 1996 eine Gruppe von 18 Tänzerinnen und Tänzer sowie Musiker aus Bokin zum 2. Internationalen Jungentreffen

eingeladen hatte. Unsere Partner hatten unseren Vorschlag aufgegriffen, nicht die beste Tanzgruppe eines bestimmten Dorfes zu schicken, sondern eine Tanzgruppe zusammenzustellen mit Mitgliedern aus möglichst vielen Dörfern. Dieser sehr erfolgreich und positiv verlaufene Aufenthalt in Berlin hatte zur Folge, dass sich auch entfernte Dörfer mit uns verbunden fühlten und für die erwiesene Gastfreundschaft bedanken wollten.

Rückeinladungen nach Berlin halten wir für unverzichtbar. Die Kontakte im Department Bokin hätten sich bestimmt nicht so positiv entwickelt, wenn sich Reinickendorf – durch Kooperation von Kommune und freien Trägern – nicht kontinuierlich bemüht hätte, die erwiesene Gastfreundschaft durch Rückeinladungen zu erwidern. Seit 1987 waren ungefähr alle zwei Jahre Gäste aus Burkina Faso in Berlin. Da sich die burkinischen Partner nicht an den hohen Flugkosten beteiligen können, bestanden die Gruppen meist aus drei bis sieben Personen – bis hin zur Tanzgruppe mit 18 Mitgliedern. Die für den März 1999 eingeladene Frauendelegation wird aus Vertreterinnen von drei Dorffrauenkooperativen bestehen. Welche Vorbereitung und welcher Aufwand erforderlich ist, wenn Partner nach Berlin eingeladen werden, die nicht Französisch sprechen, nicht lesen und schreiben können und kaum je ihr Dorf verlassen haben, kann sich vermutlich jeder vorstellen.

Dennoch sind unsere Erfahrungen gut. Wir haben den Eindruck, dass sich die Bevölkerung wirklich freut, wenn eine Gruppe aus Berlin kommt. Abgesehen vom Wiederaufnehmen alter und neuer Kontakte stellen die drei Wochen inzwischen auch einen gewissen Höhepunkt im Dorfleben dar: Gemeinsame Sportveranstaltungen, Feste, gesellige Abende bringen Abwechslung in das Alltagsleben. Die kulturellen Veranstaltungen mit Tanz und Theater haben sich zu einem echten Austausch entwickelt, d. h. auch unsere Gruppen liefern Darbietungen und konsumieren nicht nur. Unsere Fotoausstellungen und Videoabende ziehen Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder in Scharen selbst aus dem weiten Umkreis an.

Die von uns schon bei Beginn der Workcamps formulierten Zielvorstellungen für einen interkulturellen Austausch werden inzwischen von unseren burkinischen Partnern nicht nur in den vielen offiziellen Reden, sondern auch in privaten Gesprächen geteilt. Durchaus glaubhaft vertreten sie die Meinung, dass sie eher geringere Projektinvestitionen hinnehmen würden als den Abbruch der Begegnungen: „Wenn es finanziell eng wird – gebt lieber weniger Geld, aber kommt!“

Ingrid Bethke war von 1978 bis 1980 Entwicklungshelferin des DED in Burkina Faso und initiierte die Partnerschaft zwischen Berlin-Reinickendorf und Bokin.

Bäume für Eritrea

Frank Richter

Die Begegnung von Jugendlichen aus zwei Kontinenten und ihre gemeinsame ökologische Arbeit stehen im Mittelpunkt des Projektes „Workcamp Eritrea – Junge Menschen pflanzen Bäume“, das von der Qualifizierungsvereinigung Berliner SozialpädagogInnen e.V. organisiert wird. Der mehrwöchige Aufenthalt in Eritrea wird in Berlin intensiv vor- und nachbereitet, so dass sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen letztlich ein ganzes Jahr intensiv mit entwicklungspolitischen und ökologischen Fragen beschäftigen. Die eindrücklichen Erfahrungen des Autors in Eritrea trugen wesentlich zu seinem Entschluß bei, Landschaftsökologie und Umweltschutz zu studieren.

Mit gemischten Gefühlen verließ ich das Flugzeug und betrat im Juni 1997 zum ersten Mal afrikanischen Boden. Wie werde ich aufgenommen, was wird sich alles ereignen? Wie werde ich mich selbst fühlen, wenn ich in einem Land fremd bin und ständig durch meine helle Hautfarbe Aufmerksam-



Frank Richter

Foto: privat

keit auf mich ziehe? Zugleich war ich voller Hoffnung, andere Menschen und andere Kulturen kennenzulernen.

In den ersten Tagen in Asmara, der Hauptstadt Eritreas, begleitete mich immer ein kribbelndes Gefühl, wenn ich alleine unterwegs war. Ich hatte den Eindruck, dass mich ständig Blicke verfolgten. Auch um dieses unbekanntes Gefühl ein wenig auszukosten, setzte ich mich an den Straßenrand. Es dauerte nicht lange, bis sich eine Traube von neugierigen Jugendlichen um mich versammelt hatte und erste zaghafte Gespräche begannen. Leider reichten meine Tigrinia-Sprachkenntnisse nur für die Begrüßung und ein paar Standardfragen. Trotzdem freuten sich die Jugendlichen, dass ich ihre Sprache ein wenig kannte, wenngleich es sie belustigte, wie ich

die Wörter aussprach. Bald zeigte sich, dass gerade die wenigen Tigrinia-Wörter den Bann gebrochen hatten. Mit zwei Jungen kam ich später, allerdings auf Englisch, weiter ins Gespräch. Ich erzählte ihnen, dass ich mit einer Gruppe aus Berlin nach Eritrea gekommen sei und am „Workcamp Eritrea“ teilnehme, das seit mehreren Jahren Baumpflanzungen in Nefasit organisiert. Die beiden wunderten sich, dass Europäer nach Eritrea kommen, um zu arbeiten, und dass sie dafür auch noch Geld bezahlen.

Jugendliche in Eritrea müssen nach der 9. und 10. Klasse einen Monat Pflichtdienst in einem *Summercamp* leisten. Sie helfen mit, Straßen und Wege zu bauen oder erodierte Berghänge zu terrassieren und mit Bäumen zu bepflanzen. In Zusammenarbeit mit der Jugendorganisation Eritreas und der Debre-Bizen-Schule in Nefasit konnten wir mit den Jugendlichen eines *Summercamps* drei Wochen lang leben und arbeiten. Im *Camp* auf dem Schulgelände waren ungefähr 20 eritreische Schüler und Schülerinnen und wir 20 Berliner und Berlinerinnen. Bei Gesprächen versammelte sich immer gleich eine ganze Gruppe von Eritreern um mich und stellte mir alle möglichen Fragen über mich selbst und über Europa. Die meisten Schüler erschienen mir sehr bildungsbewusst und lernbegierig. In unseren Gesprächen konnten wir gegenseitig unsere Vorstellungen korrigieren. So glaubten die Eritreer, dass es in Deutschland und in Europa fast allen Menschen gut geht, jeder eine Arbeit hat und die Annehmlichkeiten der westlichen Welt genießen kann.

Ich wiederum erfuhr, dass es in Eritrea nur eine einzige Universität gibt, die sich gerade im Aufbau befindet. Aber nur die wenigsten haben eine Chance zum Studium. Auf dem Land können die Familien meistens nur einem Kind eine weiterführende Schule ermöglichen – in der Hoffnung,

dass der oder die Geförderte später die Familie unterstützen wird. Die übrigen Geschwister müssen ihren Familien bei der Feldarbeit helfen.

Berg der Freundschaft

Das „Workcamp Eritrea“ fand damals zum vierten Mal statt. Von den Teilnehmern der vorherigen *Camps* waren schon viele Kontakte zu den Dorfbewohnern geknüpft worden. In diesen Jahren wurde ein Berg, der später „Berg der Freundschaft“ getauft wurde, fast vollständig terrassiert und mit jungen Bäumen bepflanzt. Auch wir haben jeden Vormittag zusammen mit den Eritreern auf dem Berg gearbeitet, nach einer kurzen Mittagspause gemeinsam gelernt und danach die freie Zeit miteinander verbracht.

Natürlich wird man sich fragen, was für einen Sinn es hat, soweit zu reisen, um ein paar hundert Bäume zu pflanzen. Ich glaube aber, dass es für die Menschen im Dorf, für die Jugendlichen im *Camp* und für uns selbst sehr wichtig war, einander kennenzulernen. Anfangs z. B. führte die eritreische Gastfreundschaft zu lustigen Szenen, denn wir mussten unsere Schaufeln oder Spaten geradezu „verteidigen“, weil manche Eritreer uns die Arbeit abnehmen wollten. Aber bald wurde klar, dass wir nicht nur zusehen wollten. Und so entwickelte sich bei der gemeinsamen Arbeit ein Gefühl des Verstehens, des Miteinanders – über die Kontinente hinweg.

Jetzt ist es schon fast zwei Jahre her, dass ich in Eritrea war und einen kleinen Einblick in das Land und seine Kultur bekommen habe. Die Eindrücke sind noch ganz lebendig. Durch die Erfahrungen in einer anderen Kultur kann ich jetzt Fremde bei uns viel besser verstehen und gehe ganz allgemein auf andere Menschen offener zu.

Das Projekt „Workcamp Eritrea“ findet aber nicht nur in Eritrea selbst statt, sondern auch in Berlin. Hier helfen Gespräche, Informationsstände und -veranstaltungen, den Menschen in Deutschland ein anderes Bild von einem afrikanischen Land zu vermitteln. In unserer immer schneller werdenden Zeit verliert man leicht das Gefühl für den Umgang miteinander und mit der Natur. In den afrikanischen Kulturen ist dieses Gefühl noch eher vorhanden. Durch die Projekterfahrungen in Eritrea und in Berlin bin ich mir über die Verantwortung bewusst geworden, die wir Menschen haben, gleich, auf welchem Erdteil wir leben.

Frank Richter ist Abiturient und arbeitet seit 1997 im „Workcamp Eritrea“ – Junge Menschen pflanzen Bäume“ mit.

Das Auge des Hurrikans lässt tiefer blicken

Anne Vollmers

Naturereignisse wie Hurrikane, Erdbeben und Vulkanausbrüche gehören in vielen Regionen der Welt zum Alltag der Menschen, führen aber selten zu solch katastrophalen Folgen wie im Falle des Hurrikans „Mitch“. Das Ausmaß der Schäden weist weit über die aktuelle Naturkatastrophe hinaus auf strukturelle Missstände und katastrophale Lebensbedingungen hin, denen die Weltöffentlichkeit jenseits von aktuellen Krisen kaum Beachtung schenkt. Zu dieser Schlussfolgerung jedenfalls kommt die Autorin, die während ihrer Rundreise durch Nicaragua nicht nur Leid und Verwüstung, sondern auch Anzeichen einer neu erwachten Solidarität und Hilfsbereitschaft entdeckt hat.

Hurrikane gehören im karibischen Raum zum ganz normalen Wettergeschehen. Besonders starke Hurrikane werden oft in Jahren beobachtet, die auf das Klimaphänomen *El Niño* folgen. Weniger „normal“ sind allerdings derartig katastrophale Folgen wie nach *Mitch*. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen, die allerdings nur zum Teil meteorologischer Natur sind: So ist es eine Tatsache, dass es vor allem Entwicklungsländer sind, die von extremen Wettererscheinungen bedroht werden, weil sie im Einzugsbereich von Hurrikänen und Taifunen liegen.

Gerade diese Länder aber sind aufgrund ihrer ökonomischen, strukturellen und politischen Probleme kaum in der Lage, funktionierende Vorsorgemaßnahmen aufzubauen oder in Not-situationen effizient Hilfe zu leisten. Auch auf Nicaragua und Honduras – nach Haiti die ärmsten Länder Lateinamerikas – trifft dies zu, wie der Beauftragte des DED für Zentralamerika Reinhard Schmidt bestätigt: „Bei der technischen Durchführung der Hilfsmaßnahmen zeigte sich, dass keine geeigneten Strukturen der öffentlichen Verwaltung und der Regierung

vorhanden sind, um rational und organisiert handeln zu können.“

Hinzu kommt, dass in vielen Gebieten durch Abholzung und Bodenerosion die natürliche Fähigkeit verloren gegangen ist, extreme Klimaphänomene aufzufangen. Fehlende Planung und extreme Armut führen zudem dazu, dass sich Menschen in Gegenden ansiedeln, die akut von Erdbeben oder Hochwasser bedroht sind; das führt im Katastrophenfall, wie jetzt in Nicaragua und Honduras, zu einer hohen Zahl von Opfern. All diese Umstände lassen die nächste Katastrophe geradezu unvermeidbar erscheinen; schon die kommende (normale) Regenzeit Ende April wird die Folgen von *Mitch* weiter verschlimmern.

Mitch macht die permanente Krise sichtbar

„Es bedarf keiner klassifizierbaren Katastrophe, um dem internationalen Publikum täglich Horrorbilder von Menschen in Elendslagen, ohne Dach, Bekleidung, Nahrung, medizinische Versorgung, ohne Rechte und Ressourcen zeigen zu können“, so kommentiert Reinhard Schmidt die prekäre Lage der Menschen in Nicaragua und Honduras. Die erste Phase der Nothilfe ist zwar längst abgeschlossen, geblieben ist jedoch die permanente Unter-versorgung und Krankheitsanfälligkeit der ärmeren Bevölkerungsschichten.

Steigende Arbeitslosigkeit und die seit der Katastrophe – auch für Grundnahrungsmittel – teilweise um das Doppelte erhöhten Preise haben ihre sozialen Folgen. Leidtragende sind vor allem Frauen und Kinder, die auch den

F
Fokus



Harmlose Rinnsale verwandelte „Mitch“ in reißende Sturzfluten.

Foto: Anne Vollmers

Seite 47
DED-Brief 1/99

größten Anteil der vom Unglück Traumatisierten stellen. Zudem haben familiäre Gewalt und sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen ebenso dramatisch zugenommen wie der Konsum von Billigdrogen wie hochkonzentriertem Schnaps und vorzugsweise von Jugendlichen und Kindern geschnüffeltem Ethylacetat-Klebstoff. Ein erheblicher Teil der Landbevölkerung, die ihre Felder verloren hat, ist immer noch ohne Anbaumöglichkeiten. Einige haben einen Kredit aufgenommen und versuchen, mit oft überbeuertem und zudem noch schlechtem Saatgut unfruchtbaren Böden Ernten abzutrotzen – meist mit wenig oder gar keinem Erfolg.

Die Hilfsmaßnahmen haben bereits viel bewirkt: Das gespendete Saatgut reift heran (soweit Anbauflächen vorhanden waren); die Infrastruktur ist notdürftig wiederhergestellt, u. a. dank US-amerikanischer Militär-Strassenbaukommandos, die allerdings in einigen sandinistisch orientierten Orten mit Protestkundgebungen hinauskomplimentiert wurden. Auch einige Häuser wurden wieder instandgesetzt oder neu gebaut für diejenigen, die *Mitch* obdachlos gemacht hat. Dennoch geht es viel zu langsam voran, denn der organisatorische Aufwand zur Umsetzung der nötigen Maßnahmen ist immens. Auch den beim Wiederaufbau engagierten Entwicklungshelfern wird viel Idealismus und Privatinitiative abverlangt, da oft die nötige Infrastruktur zur Durchführung der Hilfsmaßnahmen fehlt. So transportiert eine engagierte Mitarbeiterin einer deutschen Hilfsorganisation seit Wochen Baumaterialien für den Aufbau zerstörter Häuser in ihrem Privatauto, weil ihr kein Dienstfahrzeug zur Verfügung steht. Für die Transportkosten muss sie selbst aufkommen.

Mitch – eine Chance?

Die nicaraguanische Regierung hat sich in der Katastrophensituation so ignorant und korrupt verhalten wie eh und je, nur dass diesmal – dem Hurrikan *Mitch* sei Dank – die Weltöffentlichkeit darauf aufmerksam wurde und empört reagierte. Die öffentliche Erklärung von Nicaraguas Präsident Arnoldo Aleman: Der Notstand werde nicht ausgerufen, weil dies nur bestimmte Nichtregierungsorganisationen begünstige und materielle ausländische Hilfe die Interessen der einheimischen Wirtschaft behindere. Tatsächlich lehnte das nationale Notstandskomitee die Mitarbeit von NRO ab, um die Kontrolle über die Mittel zu behalten. Medizinische Hilfsangebote aus Kuba wurden kategorisch abgelehnt, und ausländische Spenden soll-

ten verzollt werden, um das Defizit bei den Importzöllen auszugleichen. In der Bevölkerung wird dieses Verhalten mit dem der Somoza-Regierung nach dem schweren Erdbeben 1972 in Managua verglichen. Damals trafen umfangreiche Hilfssendungen aus aller Welt ein, ohne dass die Bevölkerung davon profitieren konnte. Bis heute ist Managua nicht wieder vollständig aufgebaut. Doch wen interessiert's? Erst eine neue Katastrophe ruft die vorherige in Erinnerung, weckt eingeschlafene Widerstandspotentiale und reaktiviert sandinistische Erfahrungen eigenständigen und selbstbewussten Handelns, z. B. in gut funktionierenden Notkomitees. Diese neu erwachte alte Solidarität lässt hoffen.

„Schnelle und effektive Hilfsmaßnahmen wurden überall dort durchgeführt, wo bereits gute Kommunikationsstrukturen durch lokale Organisationen wie Genossenschaften, NRO oder etablierte Gremien aufgebaut waren. Auf Landesebene manifestierte sich ein enormes Maß unkonventioneller und bedingungsloser persönlicher Hilfsbereitschaft“, so die durchaus positiven Erfahrungen von Mitarbeitern des DED vor Ort.

Während der DED versucht, über die einheimischen Projektpartner in den betroffenen Gebieten eine effektive und nachhaltige Wiederaufbauhilfe zu leisten, arbeiten die überall im Land spontan gegründeten Hilfsinitiativen häufig sehr unkoordiniert. „Die ungesteuerte internationale Hilfeleistung birgt die Gefahr, Assistentialismus und Nehmermentalität in der Bevölkerung eher zu verstärken, was nicht im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung ist“, stellt auch Reinhard Schmidt fest. „Die internationale Hilfe erhöht das Risiko, zerbrechliche Ansätze lokaler Koordination und Beteiligung der Zivilgesellschaft zu unterdrücken und damit die Mitbestimmung lokaler Akteure zurückzuwerfen.“

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: In einer ländlichen Gegend im Norden Nicaraguas gibt es ein effizient arbeitendes Frauenkollektiv, das Heilpflanzen verwendet und Naturmedizin herstellt. Durch die unkontrollierte Verteilung von medizinischen Hilfsgütern stieg der Konsum von Medikamenten enorm an und machte jahrelange Aufklärungsarbeit über einen sparsamen und kritischen Verbrauch von herkömmlichen Arzneimitteln innerhalb kürzester Zeit zunichte.

Mangelnde Koordination der internationalen Hilfe

Die Teilnehmer der Botschaftskonferenz, die Mitte Januar zum Thema *Mitch* einberufen wurde, und an der

auch Vertreter deutscher Entwicklungsorganisationen und Hilfskomitees teilnahmen, bestätigten den Mangel an Koordination und Abstimmung zwischen den einzelnen Hilfsaktionen. Einige Aussagen skizzieren das bisweilen herrschende Chaos: „Eine Familie hatte 14 Säcke mit Kleiderspenden bekommen, aber nichts zu essen!“ – „Es gab überproportionierte Hilfsangebote in Gebieten, wo nicht viel passiert war!“ – „Das spanische Rote Kreuz bietet fertige Häuser an, es gibt aber keine Baugrundstücke!“ – „Es werden Blechdächer an indigene Bevölkerungsgruppen gespendet, die für ihre Kunstfertigkeit im Dächerflechten bekannt sind.“ – „Viereinhalb Tonnen Medikamente werden vom Zoll nicht ausgeliefert mit der Begründung, dass die chemische Formel eines Desinfektionsmittels nicht identifizierbar sei.“

Auch die Bevölkerung kann von unzähligen Beispielen unkoordinierter und durch staatliche Stellen behinderte Hilfsleistungen berichten. Ein alter Mann, dessen Wohnhaus und Laden von den Wassermassen weggeschwemmt wurden, hat bis heute kaum Hilfe von außen gesehen. Er beklagt, dass die Verteilung der Hilfsgüter vom Roten Kreuz und der Gemeindeverwaltung nicht gut funktioniert habe, dass einige sich bereichert hätten, andere dagegen leer ausgegangen seien. Generell würden die ärmeren Stadtgebiete von der Regierung vernachlässigt, kritisiert er und schimpft über die permanent schlechten sozialen Bedingungen. Der Mann befürchtet, dass es in der kommenden Regenzeit zu erneuten Schäden an der Uferböschung kommt. Schon jetzt neigen sich die Gebäude aus der ehemals zweiten Häuserreihe bedenklich dem Abgrund zu.

Ein anderes Problem sind die Minen, die seit dem Bürgerkrieg im Grenzgebiet zu Honduras an strategischen Punkten wie den jetzt zerstörten Brücken deponiert waren und noch nicht entschärft werden konnten. Das Hochwasser hat sie weggeschwemmt und niemand weiß, wo sie jetzt liegen. Die Bevölkerung hat Angst, denn Minenopfer mit amputierten Gliedmaßen gibt es schon genug in der Gegend.

Wiederaufbaumaßnahmen des DED

Auf Eigeninitiative von Entwicklungshelfern und Mitarbeitern der Büros in Honduras, Nicaragua und Guatemala und unterstützt von der DED-Geschäftsstelle in Berlin sowie der Stiftung für Internationale Solidarität und Partnerschaft (SIS) in Bonn kamen

erhebliche Summen für die Hurrikanopfer zusammen. Allein 941.000 DM aus deutschen Privatspenden, von Deutschen Botschaften, dem DED und der GTZ konnten innerhalb weniger Wochen in Direkthilfe für die Betroffenen umgewandelt werden. Die genannten Organisationen kamen schnell darin überein, wer was und mit welchen Geldern im Umfeld seiner Partnerorganisationen durchführt. Für eine effektive Verteilung und Kontrolle der Hilfsmaßnahmen wurden in allen drei Ländern spezielle Teams aus Entwicklungshelfern und Mitarbeitern des DED und der GTZ gebildet.

Schwerpunkt der Hilfsmaßnahmen in Nicaragua und Honduras war zunächst die Beschaffung und der Transport von Nahrungsmitteln und Medikamenten; in einer zweiten Phase wurden Saatgut, Werkzeuge und Baumaterial angeschafft und verteilt. Gegenwärtig verfügen die Spendenkomitees in Honduras und Nicaragua noch über Geldmittel privater Spender, die im Laufe des Jahres unter Berücksichtigung eines gemeinsam erarbeiteten Kriterienkatalogs und bereits vorliegender Anträge verteilt werden. Zur Unterstützung der Hilfsmaßnahmen wurde ein Koordinator, der sog. *Mitchman* eingesetzt, der die Kontakte zu Antragstellern, Bedürftigen und Gebern herstellt, pflegt und die Mittel verwaltet.

Der DED-Beauftragte Reinhard Schmidt stellt fest, dass die staatlichen Organisationen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit im Vergleich zu den großen, etwas schwerfällig agierenden Hilfsorganisationen durchaus schnell auf akute und außergewöhnliche Krisensituationen reagieren konnten: „Obwohl die deutschen Organisationen von ihrer Struktur her eigentlich auf mittel- und langfristige Projekte angelegt sind, gelang es außerordentlich gut, sich an die Bedingungen schneller Katastrophenhilfe anzupassen. Die Vorteile von DED, GTZ und den Botschaften gegenüber den spezialisierten internationalen Hilfswerken sind bemerkenswert.“ Insbesondere die Präsenz von Entwicklungshelfern und einheimischen Projektpartnern in den betroffenen Gebieten sowie die gut ausgebauten Kommunikationsstrukturen und die Verfügbarkeit von Transport- und Eigenmitteln sind in diesem Zusammenhang hervorzuheben. Aber auch die bestehenden Verwaltungs- und Steuerungskapazitäten sowie die guten Beziehungen und Kontakte auf allen Ebenen, über die die genannten Organisationen dank ihrer langjährigen Arbeit in den Ländern verfügen, und *last but not least* die Fähigkeit und Bereitschaft der Entwicklungshel-

fer und Hauptamtlichen, eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen, sowie ihre Hilfs- und Einsatzbereitschaft trugen wesentlich zur schnellen und effektiven Hilfe bei.

Immer noch kommen Spenden aus Deutschland, die über die Stiftung für Internationale Solidarität und Partnerschaft (SIS) kanalisiert und auf Antrag an DED-Partnerorganisationen weitergeleitet werden und den Betroffenen ohne Abzüge zugute kommen. Der Entwicklungshelfer Manfred Günkel, der mit Bauernkooperativen im Nordwesten Nicaraguas arbeitet, berichtet über die Schäden in seinem Einsatzgebiet und die bislang angekauften Hilfsmaßnahmen: „Der Sturm hat unzählige Baumkronen abgerissen und Stämme entwurzelt; vor allem Pionierbäume, die auf degenerierten Weidegebieten an Steilhängen gepflanzt worden waren, hat es getroffen. Jetzt gibt es wieder häufiger Erdbeben. Die gesamte Mais-, Bohnen- und Tomatenernte ist verfault. Das Vieh, vor allem Kühe und Pferde, sind an Pilzinfektionen und Unterkühlung eingegangen, weil sie tagelang im Wasser standen. Die Lehmhäuser haben sich mit Wasser vollgesogen und sind einfach in sich zusammengefallen. Wo die Mauern noch stehen, wie bei den aus Stein errichteten Schulen, sind die Dächer stark beschädigt.“

Abgesehen von den materiellen Verlusten, leiden die betroffenen Menschen an Erkrankungen wie Bronchitis, Fußpilz und Durchfall. Sie sind zwar mit dem Schrecken davon gekommen, aber der sitzt noch tief“, fasst der Entwicklungshelfer seinen Katastrophenbericht zusammen und fügt, auf meine Kamera weisend, hinzu: „Normalerweise lachen die Leute hier, wenn sie fotografiert werden ...“

Dennoch schaffte es die Bevölkerung, sich aus eigener Kraft selbst zu organisieren und sog. Wiederaufbaubrigaden zu gründen, die drei bis vier Wochen lang in einer Art *Food for Work*-Programm mit Grundnahrungsmitteln versorgt wurden. Eine weitere positive Konsequenz der solidarischen Erfahrung: Viele der vorher nicht in Kooperativen Organisierten sind inzwischen in Kooperativen eingetreten, da sie den Sinn und die Vorteile dieser gemeinschaftlichen Organisationsform eingesehen haben.

Außerdem konnten etwa 120.000 US \$ aus der Schweiz sowie Saatgut im Wert von rund 9.000 DM, das von den durch den DED kanalisierten Spenden angeschafft wurde, über die akute Nothilfe hinaus für nachhaltige Programme eingesetzt werden. Diese werden vom Dachverband der Kooperativen ausgearbeitet und fachlich be-

treut. So wurde in Zusammenarbeit mit freiwilligen einheimischen Ärzten und den sog. *Brigadas Medicas* ein Gesundheitsprogramm entwickelt, das auch eine regelmäßige medizinische Betreuung der Bevölkerung in der Region umfasst. Dieses Programm beschränkt sich erfreulicherweise nicht auf das Kurieren von körperlichen



Diese Familie ist noch einmal mit dem Schrecken davongekommen: Ihr Haus steht noch.

Foto: Anne Vollmers

Symptomen, sondern bietet auch psychische Unterstützung an in Form von Spielen, Theater, Musik und Gesprächen. Auf Antrag der Kooperativen wurde übrigens auch das DED-Saatgut organisiert, mit viel Mühe auf teils unbefahrbaren Wegen transportiert und schließlich an die Bauern verteilt. Die neue Saat ist inzwischen aufgegangen, aber die Wiederaufbauarbeiten werden noch viel Zeit und Mühe kosten.

Anne Vollmers ist Sozialwissenschaftlerin und hält sich zur Zeit in Nicaragua auf.

DED in Berlin

Konflikte und Krisen werden zunehmend zum Thema – auch im DED. Nachdem sich Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus der Inlandsvorbereitung im August letzten Jahres von Elisabeth Maria Litsch und Kai Leonhardt das Konzept der GTZ zu „Auslandseinsatz und Krise“ erklären ließen und dies vor dem Hintergrund der DED-Erfahrungen reflektierten, fand im November ein weiterer Workshop in der Vorbereitungsabteilung mit dem Thema *Responding to Conflict* statt. Diese Fortbildung zielte auf den gemeinsamen Einsatz von Entwicklungshelfern des DED, Freiwilligen des UNDP und von der Deutschen Welthungerhilfe in sog. „Friedensinseln“ im Sudan. In der Vorbereitung des DED wird seit geraumer Zeit der „Umgang mit Gewalt und Kriminalität“ in Regionalgruppen und im Überregionalen Lernprogramm behandelt. Diese Veranstaltungen gelten als Vorarbeit für das neue Aufgabengebiet „Ziviler Friedensdienst“.

Weihnachtsfeier. Alle Jahre wieder! Bis auf den letzten Platz war die Kantine des DED am Nachmittag des 16. Dezember gefüllt. Eine besondere Weihnachtsfeier stand an – besonders deshalb, weil es die letzte gemeinsame Weihnachtsfeier war, bevor ab Herbst 1999 der einjährige Umzugs-exodus beginnen wird. Ein Hauch von Wehmut lag deshalb über dem festlich geschmückten Raum. Das traditionell vielfältige Kulturprogramm lenkte den Blick jedoch nach vorne. Zukunftsorientiert und im wahrsten Sinne des Wortes richtungsweisend bildete ein Klavierstück von Robert Schumann den Auftakt: Den Komponisten hatte es bei seiner Suche nach Arbeit notgedrungen ebenfalls von Osten nach Westen gezogen.

Dr. Jürgen Wilhelm als erster Redner der Weihnachtsfeier war allerdings gerade den umgekehrten Weg von Bonn nach Berlin gegangen, als er im November die Geschäftsführung übernahm. Der Umzug des DED spielte denn auch bei ihm sowie bei Helmut Göser eine wichtige Rolle. Just zur

friedlichen Weihnachtszeit mahnte der Betriebsratsvorsitzende in seiner Rede den inneren Frieden im DED an, der nicht zuletzt auch durch den näher rückenden Umzug gelitten hatte. Obwohl ihm sein Anliegen bitterernst war, trug er es in schon gewohnt schwäbisch-launiger Weise vor.

Dass der DED interkulturell seiner Zeit längst voraus ist, belegte Franz Giesen aus der Verwaltungsabteilung eindrucksvoll mit der Weihnachtsgeschichte auf Kölsch. Glücklicherweise war die Story bekannt, denn nicht alle konnten seinen Worten folgen. Ob Brigitte Auerbach, Heidrun Fritzen und Almut Schmechel als tonsicheres Damen-Trio, Isolde Palmieri am Hackbrett, Lothar Helmdach mit einer humorvollen Lesung, Dr. Anton Markmiller virtuos am Piano, nicht zu vergessen der stimmungsvolle DED-Chor – sie alle haben auch diesmal wieder zu einem bunten und stilvollen Programm beigetragen. Bestens gelaunt wurden im Anschluss an die Weihnachtsfeier die Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen des vierten Quartals verabschiedet. Und spätestens beim Disco-Sound war die Wehmut dann auch verfliegen.

Kunst im DED. Es ist bereits zur guten Gewohnheit geworden, dass der DED in regelmäßigen Abständen zeitgenössischen Künstlerinnen und Künstlern ein Forum bietet. Darauf wies Dr. Anton Markmiller, Leiter der Vorbereitungsabteilung, am 11. Dezember auf der gemeinsamen Auftaktveranstaltung von gleich zwei Ausstellungen hin, die unter dem Motto „Kunst im DED“ bis zum 15. Januar in Berlin präsentiert wurden. In der Vorbereitungsstätte waren Zeichnungen und Druckgraphiken von vier jungen Künstlerinnen aus Papua-Neuguinea, der Gruppe „PNG Meri Artist“, zu sehen. Zwei Mitglieder, Gazellah Bruder und Jane Wena aus Port Moresby, waren für zwei Wochen zu Gast im DED und hatten zunächst eine Auswahl ihrer Arbeiten am 5. Dezember, am Tag des Entwicklungshelfers, im Berliner Rathaus präsentiert. Das Publikum konnte bereits dort eine faszinierende Formenwelt erleben, die in der traditionellen Kultur verwurzelt ist, aber dennoch ihre Eigenständigkeit behauptet.

Von den Werken Picassos inspirierte Gemälde und Zeichnungen des in Madrid lebenden spanischen Künstlers Leopoldo F. Ortega wurden im Haus H gezeigt. In seiner Ansprache während der Auftaktveranstaltung betonte DED-Geschäftsführer Dr. Jürgen Wilhelm, dass das Engagement für einen internationalen Kulturaustausch, wenn es auch nicht zu den Hauptauf-



Eine Arbeit von Jane Wena aus Papua-Neuguinea.

Foto: privat

gaben des DED zählt, doch als ein nicht zu unterschätzender Teil der Entwicklungspolitik anzusehen ist. Insbesondere für die Künstlerinnen aus Papua-Neuguinea bedeutete es eine große Chance, ihre Arbeiten in Berlin vorzustellen und durch den Verkauf der Kunstwerke die Weiterarbeit zu ermöglichen. Dies hob Marion Struck-Garbe in ihrer Einführung zur Ausstellung hervor. Die Frau des Beauftragten in Papua-Neuguinea hatte die Künstlerinnen bei den Vorbereitungen ihrer ersten Ausstellung in Port Moresby tatkräftig unterstützt. Die zwei eingeladenen Künstlerinnen und der spanische Maler waren bei der Auftaktveranstaltung anwesend und richteten kurze Dankesworte an das Publikum. Leopoldo F. Ortega gab auf seiner abendlichen Vernissage noch einige Erläuterungen zu seiner Kunst, die er als Ausdruck der Lebensmaxime *Carpe Diem* versteht. Diese Haltung konnten die zahlreich erschienenen Gäste beim Genuss von Rotwein, Empanadas und der Musik des lateinamerikanischen Gitarrenquartetts durchaus nachvollziehen.

Noch mehr Kulturelles. In der Vorbereitungsstätte des DED gab es im ersten Quartal 1999 noch eine ganze Reihe weiterer kultureller Höhepunkte: Am 7. Januar führte der Allround-Künstler Alessandro de Jesus sein Publikum trommelnd, singend und tanzend in afro-brasilianische Kulturen ein. Er zeigte Bewegungsformen und Tanzschritte aus Candomblé, Capoeira und Maracatú.

Über die Deutsche Welthungerhilfe kam am 1. Februar der malische Schriftsteller und Lyriker Idrissa Keita zum DED und las aus seinen Werken. Am 8. Februar wurde schließlich mit dem Film „Hartnäckiges Gedächtnis“ an die Verbrechen der chilenischen Diktatur erinnert. Alle Veranstaltungen erfreuten sich eines regen Interesses unter den Vorbereitungsteilnehmern und kamen auch beim „hauptamtlichen“ Publikum sehr gut an.

Großer Abschied. „Ach es bricht mir doch das Herz, dass ich Abschied nehmen muss, drum zum letzten Mal entbieh' ich einen Moritangruß.“ Mit der „Moritangruß“ verabschiedete sich Dr. Anton Markmiller am 27. Januar nach über acht Jahren Tätigkeit als Leiter der Abteilung Vorbereitung singend und reimend vom DED und seinem multikulturellen Kollegium, auf das er immer so stolz war.

Nachdem DED-Geschäftsführer Dr. Jürgen Wilhelm und der Betriebsratsvorsitzende Helmut Göser die Verdienste von Tony Markmiller ausgie-



Die Bundestagsabgeordneten von Bündnis 90/Die Grünen Dr. Angelika Köster-Lossak und Christian Ströbele bei ihrem Besuch im DED

Foto: Albrecht Beck

bigst gewürdigt hatten, gab die neue Leiterin der Vorbereitungsabteilung Dr. Otti Stein dem scheidenden Vorgänger noch einige nicht ganz so ernst gemeinte Ratschläge für seine zukünftige Arbeitsstelle in der saarländischen Landesvertretung mit auf den Weg. Nach diesen guten Wünschen ging die Verabschiedung nahtlos in ein rauschendes Fest über, bei dem – ganz im Sinne des von Tony Markmiller kreierten und heute schon legendären Kulturcafés – Kolleginnen und Kollegen aus der Geschäftsstelle sowie einige Entwicklungshelfer kulturelle Hochleistungen boten: Mit Herzschmerz vorgetragene Abschiedsständchen und flotte Tänze wechselten mit Brechtliedern und Gesangsdarbietungen aus Nepal; die *Sudanese Oldstars* traten auf und eine Fabel auf Berberisch wurde vorgetragen. Der frühere Geschäftsführer Willi Erl fand passende Reime und der ehemalige Verwaltungsleiter Jürgen Tägert erinnerte sich, wie Tony Markmiller zum DED kam. Eine Entwicklungshelfer-Band brachte die Feiernden schließlich mit heißen Tanzrhythmen ordentlich ins Schwitzen.

Von den zahlreichen Abschiedsgeschenken sei ein Kochbuch mit Rezepten aus aller Welt erwähnt – zusammengetragen von Kolleginnen und Kollegen aus der Geschäftsstelle und aus den Gastländern.

Jemen – Skylines in Lehm. Seit 20 Jahren arbeitet der DED im Jemen; Grund genug für die Geschäftsstelle, diesem der breiten Öffentlichkeit noch immer weitgehend unbekanntem Land eine Fotoausstellung zu widmen. Seit dem 3. März

schmücken nun die großformatigen Schwarz-Weiß-Bilder des ehemaligen Entwicklungshelfers Jens Schammert die Gänge im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes des DED. Von 1995 bis 1997 war der Stadtplaner und Fotograf aus Leidenschaft für den DED am *Ministry of Construction, Housing and Urban Planning* in Aden und Sana'a tätig. Aus dieser Zeit stammen auch die Fotos der Ausstellung, die der Baukultur der beiden jemenitischen Städte gewidmet sind.

Insbesondere die dekorative Lehmarchitektur von Sana'a hatte es den Gästen beim ersten Rundgang durch die Ausstellung angetan und Eckhard-Rainer Kandler in seiner kurzen Eröffnungsrede zu dem Bekenntnis hingewiesen: "Sana'a sehen und nicht sterben." Noch bis Mitte Oktober bietet die Ausstellung Gelegenheit, die faszinierende Lehmarchitektur des Jemen zu bewundern.

Besucher

Delegation von Bündnis 90/Die Grünen. Am 5. Februar besuchten die Bundestagsabgeordneten von Bündnis 90/Die Grünen Christian Ströbele und Dr. Angelika Köster-Lossak sowie Mitarbeiter des Arbeitskreises Nord-Süd den DED. Im Zentrum der Gespräche mit dem Geschäftsführer des DED Dr. Jürgen Wilhelm, der Leiterin der Programmabteilung Lilli Löbsack, mit Dr. Karl Ahlers von der Verwaltungsabteilung, dem Justitiar Peter Walzinger sowie Dr. Werner Würtele und Dr. Otti Stein aus der Vorbereitungsabteilung stand die Frage, wie eine größere Kohärenz in der Entwick-

lungszusammenarbeit auf nationaler und internationaler Ebene zu erreichen sei. Eine weitgehende Übereinstimmung gab es in der Einschätzung, dass mehr Kohärenz nur durch eine Intensivierung der Kommunikation und der Kooperation zwischen allen beteiligten Organisationen erreicht werden könne. Die knappe Zeit erlaubte nicht, alle vorgesehenen Fragen zu behandeln. Es wurde vereinbart, weitere Treffen dieser Art durchzuführen, um die inhaltliche Diskussion zwischen dem Arbeitskreis Nord-Süd und dem DED zu vertiefen.

Veranstaltungen

Gut informiert zur Bundestagsverwaltung. „Meine Damen, ich möchte Sie neugierig machen auf Ihr künftiges Arbeitsfeld!“ So begrüßte ein junger, dynamischer Mitarbeiter aus dem Justitiariat der Bundestagsverwaltung die 25 Teilnehmerinnen einer Informationsveranstaltung, die am 8. und 10. Februar im Bundestagsgebäude Unter den Linden stattfand. Versammelt waren dort jene Mitarbeiterinnen des mittleren Dienstes aus verschiedenen Institutionen, die nicht nach Bonn umziehen, sondern im Rahmen der Tauschbörse zur Bundestagsverwaltung wechseln werden. Vom DED nahmen Renate Saile und Ilse Mertens teil.

Sehr anschaulich wurden von kompetenten und engagierten Referenten eine kleine Staatsbürgerkunde, Aufbau und Arbeitsweise der Bundestagsverwaltung sowie sehr detailliert die Aufgaben der „Erst- und Zweitsekretärin“ anhand von schriftlichem und grafischem Material dargestellt. Auch Struktur und Arbeitsweise des Petitionsausschusses wurden vermittelt und auf das umfangreiche Fortbildungsangebot hingewiesen, das dienstbegleitend von jeder Mitarbeiterin zu jeder Zeit wahrgenommen werden kann.

In den Kaffeepausen beschnuppern sich die zukünftigen Kolleginnen gegenseitig, und erste vorsichtige Kontakte wurden geknüpft. Insgesamt herrschte eine freundliche und sehr offene Atmosphäre auf beiden Seiten, und man spürte, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Bundestagsverwaltung sehr darum bemühten, einen guten Eindruck der Zusammenarbeit, Solidarität und der großzügigen Handhabung in verschiedenen sozialen Bereichen in ihrem Hause zu vermitteln. Ein Wermutstropfen allerdings ist die noch nicht eingeführte gleitende Arbeitszeit sowie die noch immer fehlende Antwort auf die Frage vieler DED-Mitarbeiter: „Wo wird mein neuer Arbeitsplatz sein?“

Gremien

Verwaltungsrat. Traditionsgemäß findet die letzte Verwaltungsrats-sitzung eines Jahres immer in Bonn statt, diesmal in der Hessischen Landesvertretung. Die Tagesordnung am 7. Dezember war lang – zu lang, wie sich im Verlauf der Sitzung herausstellte. Schnell über die Bühne ging die Wahl von Dr. Uschi Eid als stellvertretende Vorsitzende des Verwaltungsrates, die Bestellung von Dr. Otti Stein als Leiterin der Vorbereitungsabteilung ab 1. Februar 1999 sowie die Aktualisierung der Geschäftsordnung für die Geschäftsleitung. Letztere war nötig geworden, weil der DED seit November 1998 statt von zwei nur noch von einem Geschäftsführer geleitet wird.

Mit dem Bericht der Geschäftsleitung bzw. mit der Aussprache darüber geriet der zügige Sitzungsverlauf allerdings ins Stocken. Vor allem der Umzug des DED nach Bonn erregte die Gemüter. In seinem schriftlichen Bericht hatte Geschäftsführer Dr. Jürgen Wilhelm den Verwaltungsrat ausführlich über den Umzug informiert; auch waren eigens zu diesem Thema als Gäste der Vorsitzende des DED-Betriebsrats Helmut Göser und der Leiter des Zentrums für Internationale Zusammenarbeit Dr. Günter Bonnet geladen worden. Dr. Bonnet vertrat energisch den Standpunkt des BMZ, der besagt, dass der DED ab Dezember 1999 so rasch wie möglich in das dann renovierte „Tulpenfeld“ umziehen soll. Geschäftsleitung und Betriebsrat dagegen vertraten die Meinung, dass der Hauptumzug erst im Sommer 2000 stattfindet.

Kontrovers diskutiert wurde auch der Rückgang der Entwicklungshelferzahlen. Das Management sagte zu, dem Abwärtstrend kräftig gegenzusteuern und 1999 die Planzahl von 975 Entwicklungshelferjahren umzusetzen. Dr. Wilhelm informierte den Verwaltungsrat auch über die Pläne des DED zu einem Zivilen Friedensdienst in Krisenregionen bzw. über die jugendpolitische Initiative, sich zusammen mit dem Österreichischen Entwicklungsdienst um eine Beteiligung am *European Voluntary Service* zu bemühen (siehe auch die Seiten 56–59). Außerdem berichtete er, dass Mitte 1999 eine Organisationsberatung zu alternativen Finanzierungsquellen, zum Leistungsprofil und zur Informations- und Bildungsarbeit stattfinden soll. Große Unterstützung im Verwaltungsrat fand der DED mit seinem Plan, ins katastrophengeschädigte Zentralamerika zusätzliche Entwicklungshelfer zu entsenden und zusätzliche Finanzmittel

einzuwerben. Aus Zeitgründen wurde die Diskussion der Planungsvorstellungen der Geschäftsleitung für das Jahr 2000 auf die nächste Sitzung Mitte März verschoben.

Süd-Süd-Austausch. Am 19. Januar tagte der Arbeitskreis „Förderung des Süd-Süd-Austausches“ des AT-Forums zum fünften und letzten Mal. Als Gastgeber hatte der Verband Entwicklungspolitik deutscher NRO e.V. (VENRO) in sein Büro in Bonn geladen. Dem Arbeitskreis gehörten Delegierte verschiedener Nichtregierungsorganisationen und der GTZ an. Der DED wurde durch den Leiter des Fachreferats Technik, Gewerbe, Verwaltung Karl-Heinz Siekmann vertreten. Während der Sitzungen wurden verschiedene Beispiele für einen Informations- und Erfahrungsaustausch zwischen Ländern des Nordens und des Südens und insbesondere zwischen den Ländern des Südens vorgestellt und diskutiert.

Bei dem Versuch, Kriterien für einen erfolgreichen Süd-Süd-Austausch zu definieren, stieß der Arbeitskreis wiederholt auf die Schwierigkeit, zu definieren, was als Süd-Süd, Süd-Nord-Süd oder Nord-Süd-Nord-Austausch zu bezeichnen ist, und welche Instrumente sich bei der Förderung der jeweiligen Austauschform bewährt haben und weiter empfohlen werden können. Das Resultat der Überlegungen wird in Kürze in Form einer „Orientierungshilfe des AT-Forums zur Gestaltung des Süd-Süd-Austausches“ publiziert. Neben einer grundlegenden Definition zum Begriff des Süd-Süd-Austausches und Erläuterungen von Austauschstrukturen und Instrumenten zu ihrer Unterstützung finden sich in dem Papier auch Beschreibungen von Beispielen aus der Praxis. Das Werk ist in Kürze über des Sekretariat des AT-Forums im Projekt ISAT der GTZ zu erhalten.

EZ-News

Deutsch-Laotische Gesellschaft. Mitte letzten Jahres gründeten ehemals in Laos tätige Entwicklungshelfer, Experten und Wissenschaftler in Berlin die Deutsch-Laotische Gesellschaft e.V., die jetzt endlich rechtsgültig ins Vereinsregister aufgenommen wurde. Vorsitzender ist Andreas Schneider, der als Entwicklungshelfer des DED in Laos und Thailand gearbeitet hat.

Zweck der Gesellschaft ist die Pflege und der Ausbau der Beziehungen zwischen Deutschland und Laos. Im Mittelpunkt stehen die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen sowie die Verbreitung von Informatio-

nen über das in Deutschland wenig bekannte Land. Mit Kultur-Veranstaltungen, persönlichen Begegnungen zwischen Menschen aus beiden Ländern, aber auch durch Hilfestellung für Laoten, die sich zur Aus- und Fortbildung in Deutschland aufhalten, will der Verein die Entwicklungszusammenarbeit und die humanitäre Hilfe fördern sowie die wissenschaftlichen Kontakte zwischen Deutschland und Laos ausbauen.

DED im Ausland

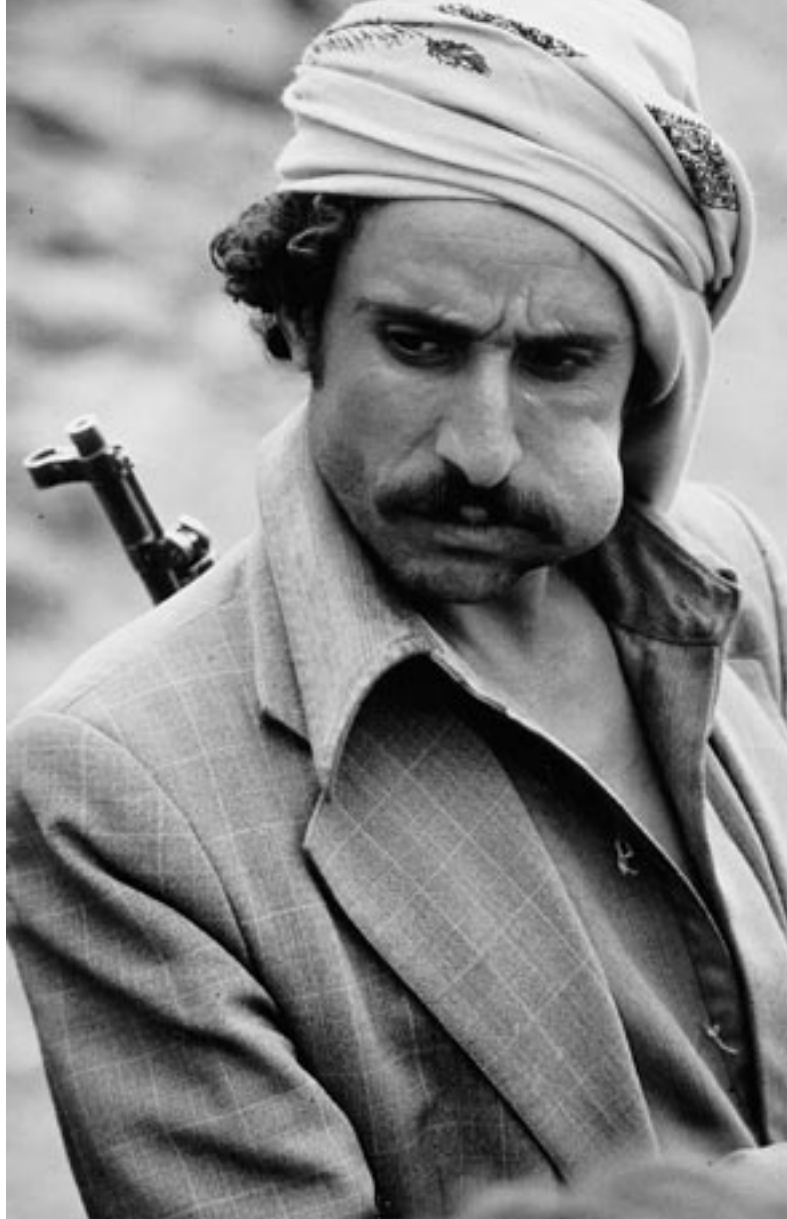
Ausbau der Kontakte in den USA.

Anlässlich seiner Teilnahme an der Konferenz *Global Meeting of Generations*, die von der *International Development Conference* vom 13. bis 15. Januar ausgerichtet wurde, führte Dr. Jürgen Wilhelm in Washington Gespräche mit Vertretern der Weltbank. Hintergrund dieser Gespräche ist das Bestreben des DED, die Kooperationen mit der Weltbank auf internationaler Ebene weiter auszubauen. Die Vertreter der Weltbank zeigten Interesse an einer engeren Zusammenarbeit; eine Intensivierung der Kontakte zwischen den beiden Organisationen in den Gastländern wurde vereinbart. Denkbar wäre beispielsweise, dass sich die Landesbeauftragten des DED an die jeweiligen *NGO-Liaison-Officers* der Weltbank wenden, um potentielle Kooperationspartner auf Landesebene zu identifizieren.

Dr. Wilhelm führte in Washington ebenfalls Gespräche mit dem Direktor von *Peace Corps* Mark Gearan und dem stellvertretenden Direktor Charles Baquet. Auch mit dem *Peace Corps* wird eine von beiden Seiten gewünschte intensivere Kooperation angestrebt. So wollen beide Organisationen für einen befristeten Zeitraum eine Mitarbeiterin bzw. einen Mitarbeiter austauschen, um die Kenntnisse über die Arbeitsweise der Organisationen zu vertiefen. Ansatzpunkte für mögliche Kooperationsfelder stellen den Kern des gemeinsam zu erstellenden Abschlussberichtes der getauschten Mitarbeiter dar.

Geiselnahme im Jemen. Am späten Nachmittag des 26. Januar wurde eine Entwicklungshelferin des DED in der Nähe ihres Wohn- und Arbeitsortes Amran im Jemen entführt. Gemeinsam mit ihr fielen ihr jemenitischer Ehemann, seine drei Kinder, sein Bruder sowie die zu Besuch aus Deutschland angereiste Mutter und der Bruder der Entwicklungshelferin in die Hände der Geiselnnehmer.

Die Kidnapper bemächtigten sich mit Waffengewalt des Autos der Geiseln und fuhren mit ihnen in das nahe der



Mit Entführungen wollen die Geiselnnehmer Forderungen an die Regierung durchsetzen.

Foto: Heinz Kollé

saudi-arabischen Grenze und östlich von Sa'ada gelegene Gebiet Barad. Dort wurden sie im Haus des Anführers der Gruppe gefangen gehalten. Nach zwei Tagen ließ dieser den Ehemann der Entwicklungshelferin, ihren Schwager, die Kinder und die Entwicklungshelferin selbst frei. Diese erhielt den Auftrag, eine Nachricht an die Deutsche Botschaft zu übermitteln und anschließend zu ihrer Mutter und ihrem Bruder in die Geiselhaft zurückzukehren. Letzteres wurde ihr dann aber von jemenitischen Sicherheitskräften verweigert, und auch der Entführer verzichtete auf ihre Rückkehr.

Die Forderungen des Geiselnnehmers sind nie konkret bekannt geworden. Sie scheinen jedoch mit einer Reihe von bestehenden Blutracheansprüchen zusammenzuhängen, die auf die Ermordung des Vaters und weiterer Familienangehöriger des Kidnappers vor etwa 15 Jahren zurückgehen. Der Geiselnnehmer wünscht, dass die Regierung in seinem Sinne eine Regelung finden solle.

Nach langen Verhandlungen zwischen Regierungs- und Stammesvertretern und den Geiselnnehmern und mehrmaligen Interventionen der Deutschen Botschaft sowie des Stammes des Ehemannes der Entwicklungshelferin wurden die Geiseln schließlich am Abend des 7. Februar freigelassen. Gegen Mitternacht konnten sie vom DED-Beauftragten Gerd Winkelhane und von der Botschafterin Dr. Helga Gräfin von Strachwitz wohlbehalten in Empfang genommen werden.

Die Freilassung erfolgte zur Freude der Deutschen Botschaft wie der jemenitischen Regierung noch rechtzeitig vor dem Besuch des deutschen Außenministers Joschka Fischer, der in seiner Funktion als EU-Ratsvorsitzender in den Jemen kam. Ob und inwieweit die Regierung Forderungen des Entführers nachgekommen ist, ist nicht bekannt. Dieser Punkt wird stets mit größter Diskretion behandelt, was sehr bedauerlich ist, denn Gerüchte über erfolgreiche Geiselnahmen können leicht Nachahmer animieren.



Business-Management soll die unternehmerische Kompetenz stärken.

Foto: Werner Gartung

Kidnappings von Ausländern haben sich im Jemen in den letzten Jahren immer wieder ereignet. Meist stammen die Täter aus besonders benachteiligten Regionen und wollen durch ihre Aktion ihrer Forderung nach infrastrukturellen Maßnahmen wie der Errichtung von Schulen, Gesundheitseinrichtungen, Straßen und dgl. Nachdruck und Gehör verschaffen. Fast immer sind solche Aktionen bislang glimpflich verlaufen. Ausnahme war eine gewaltsame Befreiungsaktion der jemenitischen Armee im Dezember 1998, bei der vier britische und australische Touristen im Schusswechsel zwischen Soldaten und Geiselnehmern ums Leben kamen.

Evakuierung aus Eritrea. Nachdem sich in den letzten Wochen der Konflikt zwischen Eritrea und Äthiopien verschärft hatte und es mittlerweile zu massiven Kampfhandlungen an der Grenze gekommen war, wurden am 6. Februar auf Anweisung des BMZ die sechs in Eritrea tätigen Entwicklungshelfer und der Beauftragte aus Sicherheitsgründen evakuiert. In etwa einem Monat soll entschieden werden, ob eine Rückkehr nach Eritrea möglich ist.

Business Management. Am 8. und 9. Februar fand in Lusaka auf Einladung des DED und der GTZ ein Seminar über *Business Management* statt, an dem neben Vertretern des DED und des *Step In-Programms* der GTZ auch Vertreter des zuständigen Ministeriums und verschiedener Nichtregierungsorganisationen sowie der *One-Up Business Trust* aus dem simbabwischen Bulawayo und der Direktor des *Trident Institute* aus Kapstadt teilnahmen. Thema war die Verbreitung des in Südafrika entwickelten *One-Up Business Management-Programms* in Sambia. Mit diesem Lernprogramm werden Zielgruppen aus dem informellen Sektor in ihrer unternehmerischen Kompetenz unterstützt. Bei dem Treffen wurde vereinbart, dass eine Arbeitsgruppe eingerichtet wird, um eine enge Abstimmung der Trainingsinhalte in Sambia, Simbabwe und Südafrika zu gewährleisten und ein Modell der Zusammenarbeit zu entwickeln. Beabsichtigt ist, auch in Sambia einen unabhängigen *Trust* zu etablieren, der das Programm verbreiten wird.

Staatssekretärin Dr. Eid in Sambia. Die Parlamentarische Staatssekretärin im BMZ und stellvertre-

tende DED-Verwaltungsratsvorsitzende Dr. Uschi Eid besuchte vom 11. bis 15. Februar Sambia, um die Konferenz der *Southern African Development Community (SADC)* in Lusaka zu eröffnen. Sie wurde von einer Delegation aus Vertretern von BMZ, KfW, GTZ und von deutschen Journalisten begleitet. Auf dem Programm stand ebenfalls der Besuch von Projekten der deutschen Entwicklungszusammenarbeit, die sich besonders der Wasserversorgung des Landes widmen.

Auf Einladung der Deutschen Botschaft bekam die Delegation die Gelegenheit, 14 Vertreterinnen des vom DED geförderten Frauennetzwerks der Ostprovinz zu treffen. Bei einem gemeinsamen Abendessen und der anschließenden *Welcome Party* konnten die sambischen Frauen der Delegation ihre sozialpolitischen Anliegen vortragen und am folgenden Tag in Rollenspielen eindrücklich darstellen.

In den ausführlichen Gesprächen wurde der Ansatz des DED im Bereich Frauenförderung vermittelt und außerdem verdeutlicht, wie eine harmonische Zusammenarbeit zwischen einem Brunnenbau-Projekt der KfW/Gauff-Ingenieure und dem DED funktioniert und synergetische Effekte zum Vorteil der sambischen Partner erreicht werden.

Rahmenabkommen mit der Mongolei. Wer von der Mongolei hört, denkt im Allgemeinen an Dschingis Khan. Heute erinnern sich die Mongolen wieder dieses erfolgreichsten Heerführers aller Zeiten. Mit Einleitung des gesellschaftlichen Transformationsprozesses von der Plan- zur Marktwirtschaft im Jahre 1990 begann für das Land eine Neuorientierung, auch hinsichtlich der sozialen Werte, Sitten und Gebräuche. Dennoch prägt das Nomadentum noch das Leben der Menschen und die Form der Landnutzung; das mongolische Rundzelt – Ger genannt – ist die bevorzugte Behausung. Auch die endlose Weite des Landes, die extremen Klimabedingungen und eine mit 1,5 Einwohnern je km² sehr geringe Bevölkerungsdichte gehören zu den allgemeinen Rahmenbedingungen, welche die künftige Zusammenarbeit des DED mit der Mongolei bestimmen werden. Arbeitslosigkeit und Armut als Folgen der wirtschaftlichen Strukturanpassungen, aber auch erstaunliche Entwicklungsfortschritte sind weitere Eckdaten der Kooperation.

Ein von beiden Seiten akzeptierter Text für das Rahmenabkommen liegt der mongolischen Regierung vor. Die Unterzeichnung wird noch bis Mitte dieses Jahres erwartet. Es wird ein punktuelles Engagement zusammen



Die Vertreterinnen sambischer Distriktverbände überreichen der Parlamentarischen Staatssekretärin Dr. Uschi Eid ihre Gastgeschenke.

Foto: Reinhard Fichtl

mit der GTZ bei der Wüstenbekämpfung sowie der nachhaltigen Waldnutzung angestrebt. Außerdem wird sich der DED im Nationalparkmanagement engagieren.

Sondierung in Kambodscha. Anfang März 1999 wird eine Delegation des DED Kambodscha besuchen, um Mitarbeitmöglichkeiten in diesem Land zu prüfen. Beabsichtigt ist zunächst eine nur punktuelle Zusammenarbeit in Kooperationsvorhaben der GTZ. Die Arbeitsaufnahme der ersten Entwicklungshelfer könnte bereits Ende 1999 erfolgen. Die Unterzeichnung eines DED-Rahmenabkommens wird noch in diesem Jahr erwartet, die verwaltungstechnischen Schritte hierzu sind bereits eingeleitet.

Freundschaftsspiel. Im DED in Thailand ist es in den letzten zehn Jahren zur Tradition geworden, einmal jährlich ein Fußballspiel zwischen dem DED und einer Mannschaft einer Partnerorganisation zu veranstalten. In diesem Jahr wurde gegen die BMA-Schule Din Daeng gespielt. Vom langjährigen Partner hervorragend organisiert kamen die zahlreichen Zuschauer bei der 5 : 4 Niederlage der DED-Old-Stars trotz Temperaturen von 34 Grad Celsius voll auf ihre Kosten. Die Entwicklungshelfer mit einem Durchschnittsalter von 39 Jahren wurden im Tor durch den Beauftragten verstärkt und hatten auch nach dem Spiel viel Spaß bei Bratwurst, Bier und Gesprächen mit den thailändischen Freunden. Bei einer Feier mit 160 Gästen im Garten des DED-Büros konnte am darauffolgenden Tag noch einmal gefachsimpelt und die fußballerische Leistung naturgemäß überbewertet

werden. Obwohl der DED 1999 seine Mitarbeit in Thailand einstellen wird, kündigte der Beauftragte aufgrund der Niederlage noch ein weiteres Spiel gegen die BMA-Schule an.

Trauer

Otto Kreye. Mit großer Trauer hat der DED vom Tod des langjährigen Referenten der Vorbereitungsabteilung Dr. Otto Kreye erfahren, der am 16. Dezember letzten Jahres gestorben ist.

Vor 30 Jahren hat Otto Kreye erstmals beim Deutschen Entwicklungsdienst zum Thema Entwicklungspolitik und Weltwirtschaft referiert. Es folgten über 100 Veranstaltungen dieser Art, in denen er es vorzüglich verstanden hat, den Vorbereitungsteilnehmerinnen und -teilnehmern die globalen Zusammenhänge des komplexen Themas deutlich zu machen und ihnen auf mitreißende Art eine neue Welt zu erschließen.

Samar Andert. Der DED trauert um die ehemalige Entwicklungshelferin Samar Andert, die nach fast 17-monatiger schwerer Krankheit am 4. Januar gestorben ist. Die gebürtige Kölnerin studierte in Gießen und Frankfurt Sozialpädagogik und arbeitete seit 1990 beim internationalen Sozialdienst, beim Deutschen Kinderschutzbund, bei Dienste in Übersee und beim Food First Informations- und Aktionsnetzwerk. Vom 1. Mai bis Ende August 1997 war Samar Andert als Entwicklungshelferin des DED in Kamerun tätig. In einem Kooperationsvorhaben mit der schweizerischen Entwicklungshilfeorganisation HELVETAS und dem kirchlichen Hilfswerk Brot für die Welt hat sie in Bamenda

als Beraterin im Programm zur Förderung von Selbsthilfemaßnahmen gearbeitet. Obwohl Samar Andert nur einige Monate für den DED in Kamerun tätig war, war ihre Mitarbeit bei Kollegen und Kolleginnen ebenso geschätzt wie bei den einheimischen Projektpartnern.

Birte Zimmermann. Mit tiefer Betroffenheit nahm der DED den Tod der ehemaligen Entwicklungshelferin Birte Zimmermann zur Kenntnis. Sie war an Leukämie erkrankt und ist nach über dreijährigem Kampf gegen ihre schwere Krankheit am 12. Januar verstorben. Birte Zimmermann wurde 34 Jahre alt und hinterlässt ihre Eltern.

Von Beruf Agraringenieurin ging sie als Entwicklungshelferin des DED 1993 in den Tschad und war dort bis Anfang 1996 im Ressourcenschutzprojekt PAE Benoye tätig. Sie hatte maßgeblichen Anteil am Aufbau des anspruchsvollen Entwicklungsprojektes, das sie mit unermüdlichem Einsatz und großem Engagement vorangetrieben hat. Der DED im Tschad trauert um Birte Zimmermann.

Errata

Namensgebung. Bei den Traueranzeigen im DED-Brief 4/98 ist der Name eines der Verstorbenen irrtümlich mit Wolf Adler angegeben worden; richtig muss es Wolf Andler heißen.

Auch die beiden falschen Namensgebungen in der Rubrik „Blickpunkt DED“ seien hiermit korrigiert: Der Betriebsratsvorsitzende des DED heißt immer noch Helmut Göser und unser Mann in Bonn ist nach wie vor Dr. Ludwig Reuke.

Neue Beauftragte und Abteilungsleiter

Dr. Karl-Heinz Frank
Beauftragter
in Ghana

Dr. Grudrun Rieger-Ndakorerwa
Beauftragte
in Ruanda

Dr. Otti Stein
Leiterin der
Vorbereitungs-
abteilung

Elke Striewe
Beauftragte
in Vietnam

Klaus Thüsing
Beauftragter
in Botsuana

Ziviler Friedensdienst – eine neue Aufgabe für den DED

Jürgen Wilhelm

Der DED will das neue friedenspolitische Profil der deutschen Entwicklungszusammenarbeit mitgestalten und einen Zivilen Friedensdienst umsetzen. Bereits seit einigen Jahren wird von Entwicklungsorganisationen, Friedensinitiativen und Parlamentariern eine intensive Diskussion hierüber geführt. Aktueller Anlass für den DED, dieses Aufgabenfeld wahrzunehmen, sind die Pläne der Bundesregierung, auf die wachsende Zahl gewaltsam ausgetragener Konflikte verstärkt mit Programmen zur Krisenprävention und Konfliktbewältigung zu reagieren. Ein wichtiges neues Instrument wird dabei der Zivile Friedensdienst sein. Es ist davon auszugehen, dass bereits 1999 für den Haushalt des BMZ Finanzmittel zur Verfügung stehen werden, so dass damit die materiellen Voraussetzungen geschaffen werden, noch in diesem Jahr die ersten Fachkräfte eines Zivilen Friedensdienstes zu entsenden. In welchem Rahmen sich die Diskussion bewegt, umreißt der DED-Geschäftsführer, der bei seinem Amtsantritt im November letzten Jahres den Zivilen Friedensdienst zu einem Kernstück seiner Geschäftspolitik erklärt hatte.¹

Entwicklungspolitik ist Friedenspolitik und die Entwicklungszusammenarbeit der neuen Bundesregierung prägen. Es wurde nicht nur an

verschiedenen Stellen im Rot-Grünen-Koalitionsvertrag festgeschrieben, sondern auch von BMZ-Ministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul bei zahlreichen öffentlichen Auftritten energisch vertreten. Auch wenn dies keinen radikalen Schwenk oder Paradigmenwechsel in der deutschen EZ bedeutet, soll doch die friedenspolitische Dimension stärker hervorgehoben werden. Im Koalitionsvertrag heißt es: „Die neue Bundesregierung setzt sich für den Aufbau einer Infrastruktur zur Krisenprävention und zivilen Konfliktbearbeitung ein. Hierzu gehört neben der finanziellen Förderung der Friedens- und Konfliktforschung und der Vernetzung bestehender Initiativen die Verbesserung der juristischen, finanziellen und organisatorischen Voraussetzungen für die Ausbildung und den Einsatz von Friedensfachkräften und -diensten (z. B. Ziviler Friedensdienst).“

Der Erfolg entwicklungspolitischer Maßnahmen ist immer dort besonders gefährdet, wo innergesellschaftliche Konflikte gewaltsam ausgetragen werden. Traditionell sind hier sowohl staatliche als auch nichtstaatliche EZ-Organisationen in der Nothilfe, der humanitären und der Flüchtlingshilfe tätig. Die weltweit dafür zur Verfügung gestellten Mittel sind seit 1980 von 2 % auf ca. 10 % der öffentlichen Entwicklungshilfeleistungen angestiegen. Naturkatastrophen und gewaltsam ausgetragene Konflikte absorbieren damit in einem erschreckend hohen Ausmaß Mittel, die dann für die Armutsbekämpfung sowie die Förderung nachhaltiger und struktu-



rell wirksamer Entwicklungen fehlen. Auch der DED hat bereits vor einigen Jahren Überlegungen zur Konfliktprävention und -bearbeitung angestellt.²

Der DED als entwicklungsbezogener Friedensfachdienst

Angesichts der gewaltsamen und militärisch ausgetragenen Konfliktkatastrophen im ehemaligen Jugoslawien und in Ruanda, denen zehntausende Menschen zum Opfer fielen, ist in Deutschland die bereits langjährig geführte Diskussion über die Einrichtung eines sog. „Zivilen Friedensdienstes“ erheblich intensiviert worden. Grundlegend dafür war die Überzeugung, dass militärische Interventionen, wie z. B. *Out of Area*-Einsätze der NATO, keine friedensfördernde Konfliktlösung darstellen, sondern vielmehr die Zahl der Opfer erhöhen. Vorgeschlagen wurde u. a. die Einrichtung eines „Friedenskorps“ als Alternative zu Auslandseinsätzen der Bundeswehr. Alle Vorschläge gehen von der gemeinsamen Überzeugung aus, dass es in erster Linie darum gehen muss, präventiv wirksame zivile Hilfs- und Interventionsinstrumente zu entwickeln.³

Zum Thema „Konfliktprävention – Ziviler Friedensdienst“ hat der Ausschuss für wirtschaftliche Zusammenarbeit (AwZ) des Deutschen Bundestages im November 1997 eine öffentliche Anhörung durchgeführt. Als sachverständige Institution war damals auch der Deutsche Entwicklungsdienst (DED) beteiligt. Im Anschluss daran wurde von SPD-Bundestagsabgeordneten ein Beschlussantrag zur Einrichtung eines Zivilen Friedensdienstes und zur Durchführung eines Pilotprojekts zur Festigung des Friedensprozesses in Bosnien-Herzegowina formuliert. Dieser wurde jedoch von der Mehrheit des damaligen Ausschusses abgelehnt mit der Maßgabe, das Thema in der nächsten Legislaturperiode wiederzubehandeln. Ein Teilbereich des Vorhabens, nämlich ein Ausbildungskurs „Zivile Konfliktbearbeitung“, wurde allerdings von der rotgrünen Landesregierung von Nordrhein-Westfalen als befristetes Modellprojekt gefördert.

Gleich zu Beginn ihrer Amtszeit hat nun BMZ-Ministerin Heidemarie Wieworek-Zeul mit großem Engagement das Thema „Ziviler Friedensdienst“ erneut aufgegriffen. Dabei hat sie stets betont, dass bei der Realisierung eines solchen Friedensdienstes aus der Sicht der staatlichen EZ dem DED eine wichtige Rolle zukomme. Der DED als größter deutscher Personalentsendediens ist bereit, diese Herausforderung in



Konfliktprävention gehört zum Aufgabenspektrum eines Zivilen Friedensdienstes.

Foto: Robert Binson

Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft der Dienste (AGdD) sowie den auf diesem Gebiet bereits tätigen Nichtregierungsorganisationen anzunehmen. Sein Angebot beruht auf folgenden Überlegungen: Zum einen will er sein Friedensengagement auf jene Entwicklungsländer begrenzen, in denen er bereits tätig ist, und zum anderen die Aufgabe als entwicklungsbezogener Friedensfachdienst wahrnehmen, dessen Tätigkeit im Rahmen des Entwicklungshelfergesetzes erfolgt. Ob dieses für die neue Aufgabe zu novellieren ist, muss geprüft werden. Mit diesem Selbstverständnis als entwicklungsbezogener Friedensfachdienst knüpft der DED an seine langjährige Erfahrung als Personalentsendediens an. Zugleich macht er deutlich, dass er in keiner Weise mit bestehenden Friedens- und sozialen Lerndiensten konkurrieren will. Im Gegenteil: Der DED wird bestrebt sein, mit den in der Thematik der Krisenprävention und der Konfliktbearbeitung ausgewiesenen Akteuren eng zusammenzuarbeiten. Dies bezieht sich insbesondere auf die Entwicklung eines Curriculums der Vorbereitung der Friedensfachkräfte.

Zwischen Konfliktprävention und Konfliktnachsorge

Es ist nicht einfach, das neue Aufgabenfeld klar zu bestimmen. Zu unterschiedlich sind die Zielsetzungen und Konzeptionen, die die in diesem Bereich engagierten Gruppen und Institutionen mit dem Zivilen Friedensdienst verbinden. Auch institutionell zeigen sich Unterschiede – in erster Linie zwischen den etablierten EZ-Institutionen und den Friedensforschungseinrichtungen und Friedensinitiativen, die sich u. a. in der „Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden“ (AGDF) sowie in der „Plattform Zivile Konfliktbearbeitung“ zusammengeschlossen haben.

Schließlich ist es notwendig, dass sich die beteiligten Akteure auf eine regionale Abgrenzung einigen, die in die Kompetenz des BMZ fällt. In jedem Fall bedarf auch ein auf Entwicklungsländer beschränkter Ziviler Friedensdienst einer klaren Abstimmung mit der Außen- und Sicherheitspolitik. Im Auswärtigen Amt werden gegenwärtig z. B. Überlegungen angestellt, nach

dem Vorbild Kanadas oder einiger skandinavischer Staaten nichtmilitärische *Stand by Forces* für den Einsatz im Rahmen eines UN- oder OSZE-Mandats einzurichten.

Die Aufgaben eines Zivilen Friedensdienstes sind deutlich von den Maßnahmen der herkömmlichen Entwicklungszusammenarbeit abzugrenzen. Das Maßnahmenbündel der Armutsbekämpfung, die Förderung von Demokratie und Menschenrechten sowie die Stärkung der Zivilgesellschaft sind wichtige Ziele der EZ. Akteure auf diesem Gebiet sind in erster Linie die politischen Stiftungen, die kirchlichen Hilfswerke und die NRO. Aus der Perspektive eines Friedensdienstes handelt es sich dabei um flankierende und komplementäre Maßnahmen, die als genuine EZ-Programme notwendige Voraussetzungen für die Handlungsfelder des Zivilen Friedensdienstes schaffen. Zu den spezifischen Aufgaben eines Zivilen Friedensdienstes gehören weitergehende Maßnahmen, die auch besondere Qualifikationen der eingesetzten Personen erfordern.

Das mögliche Aufgabenspektrum eines Zivilen Friedensdienstes bewegt sich grundsätzlich innerhalb der drei Phasen Konfliktprävention, Konfliktintervention und Konfliktnachsorge. In der Charta der „Plattform Zivile Konfliktbearbeitung“ werden fünf Bereiche unterschieden:

- ▶ Krisen- und Gewaltprävention
- ▶ Deeskalationsbemühungen
- ▶ Aufbau- und Versöhnungsarbeit
- ▶ Stärkung der Konfliktfähigkeit benachteiligter Gruppen

▶ Verbreitung von demokratischen Streit-Kulturen und die Entwicklung einer interkulturellen Handlungskompetenz bei Konflikten zwischen Gruppen.

Erfahrungen der deutschen EZ liegen insbesondere auf einigen Gebieten der Konfliktprävention vor. In seinen „Überlegungen zur Zukunft der Entwicklungspolitik“ hat Michael Bohner⁴ zwei Ansatzpunkte der Krisenprävention benannt: zum einen den Abbau von Konfliktursachen und zum anderen die Förderung gesellschaftlicher Mechanismen zur gewaltfreien Konfliktlösung. Hier befinden sich die wesentlichen Schnittmengen von Entwicklungszusammenarbeit und Zivilem Friedensdienst.

Ein völlig neues Arbeitsfeld ist die akute Konfliktbearbeitung. Hier hat der DED bereits Neuland betreten: Er hat in den Nordsudan drei Entwicklungshelfer entsandt, die dort in einem gemeinsam von UNDP und der Deutschen Welthungerhilfe geförderten Projekt in sog. Friedensinseln, auf die sich die Konfliktparteien verständigt haben, Konfliktbearbeitungsprozesse unterstützen. Derartige innovative Projekte können richtungweisend für die Ausgestaltung eines Zivilen Friedensdienstes sein. Wesentlich sind hier zwei Merkmale: zum einen das Handlungsfeld der lokalen Ebene und zum anderen die enge Kooperation mit anderen Akteuren. Gerade weil diese Art der Konfliktbearbeitung für den DED ein neues Arbeitsfeld darstellt, wird er die vorhandene Expertise nutzen und eine enge Zusammen-

arbeit mit geeigneten Institutionen anstreben.

Qualifizierte Friedenshelfer gesucht

Von einem Friedensdienst entsandte „Friedensfachkräfte“ können grundsätzlich nur bereits bestehende, von einheimischen Organisationen initiierte und durchgeführte Maßnahmen und Prozesse unterstützen. Die Kooperation mit Partnern, insbesondere auf der lokalen Ebene, bildet damit die *Conditio sine qua non*. Ein weiterer entscheidender Faktor, der die Handlungsfähigkeit wesentlich bestimmt, ist die institutionelle Präsenz im Lande. Dies belegen nicht nur die Erfahrungen des DED mit seinen Gastlandsbüros, sondern auch bisherige Friedenseinsätze zeigen, dass die guten Dienste und die persönlichen Kontakte eines Büros „vor Ort“ äußerst hilfreich sind. Zudem regelt ein Rahmenabkommen mit der jeweiligen Regierung des Gastlandes die Handlungsmöglichkeiten des DED. Nicht vernachlässigt werden darf auch die persönliche Sicherheit der Friedenshelfer, die am besten durch ein professionell geführtes Gastlandsbüro garantiert werden kann.

Der DED verfügt über eine fast 35-jährige Erfahrung bei der Auswahl von Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern sowie eine qualifizierte Infrastruktur für ihre umfassende Vorbereitung auf die Tätigkeit im Süden. Dies hilft, um ein an den Bedürfnissen eines Zivilen Friedens-



dienstes ausgerichtetes Qualifikationsprofil zu entwickeln und das Ausbildungscurriculum auf neue Themenfelder auszuweiten. Neu eingeführt werden muss ein kontinuierliches Monitoring, ergänzt um den Aspekt der Supervision, um den „Friedenshelfern“ persönliche Unterstützung zu garantieren. Bereits seit einigen Jahren ist das Thema „Umgang mit Gewalt“ Bestandteil der DED-Vorbereitung.

Friedenspolitisches Profil der EZ

Die Maßnahmen eines Zivilen Friedensdienstes dürfen nicht isoliert erfolgen, sondern müssen mit veränderten, auf das neue friedenspolitische Profil der EZ ausgerichteten Länderkonzeptionen des BMZ verbunden werden. Dazu gehören z. B. stärkere Bemühungen, gesellschaftliche Konfliktpotentiale in Entwicklungsländern zu identifizieren und zu analysieren⁵ sowie kontinuierlich zu beobachten. Schließlich kann die deutsche EZ nur dann friedenspolitisch wirksam tätig werden, wenn eine bessere Koordinierung der deutschen EZ-Institutionen einschließlich der politischen Stiftungen, der kirchlichen Hilfswerke sowie der Nichtregierungsorganisationen in dem jeweiligen Land gelingt. Die Ergänzung der sog. klassischen Projekt- und Programmpolitik der Bundesregierung um einen zivilen Friedensdienst stellt eine sinnvolle Bereicherung der Entwicklungspolitik dar. Um im Inland geeignete Fachkräfte für den Frieden anzuwerben und im Gastland eine möglichst hohe Akzeptanz des neuen Politikfeldes zu erreichen, bedarf es bei der Umsetzung vor allem der bewährten Personaldienste der EZ.

Dr. Jürgen Wilhelm ist Geschäftsführer des Deutschen Entwicklungsdienstes. Der Autor dankt Dr. Volker Kasch (DED) für seine wertvollen Hinweise.

- 1 Der Beitrag ist eine aktualisierte und veränderte Version des Textes, der als Grundlage diente für die Veröffentlichung in: E+Z 1999:2.
- 2 Damaris Köhler: Katastrophenhilfe als Aufgabe für den Deutschen Entwicklungsdienst? DED, Berlin 1996.
- 3 Vgl. den von der Arbeitsgemeinschaft der Dienste (AGdD) herausgegebenen Band „Dem Frieden verpflichtet“, AGEH, Köln 1997.
- 4 Michael Bohnet: Überlegungen zur Zukunft der Entwicklungspolitik in: E+Z 1998:8.
- 5 Vgl. dazu die im Auftrag des BMZ erarbeitete Studie von Angelika Spelten: Krisenanalyse in der Entwicklungszusammenarbeit, Bonn 1998.

Forum



Europäischer Freiwilligendienst

Michael Steeb

1996 startete die Generaldirektion XXII der Europäischen Kommission mit einer Pilotphase den „Europäischen Freiwilligendienst“ (EVS). Der Versuch verlief in den Augen der EU erfolgreich. Inzwischen ist das Programm etabliert und künftig sollen jährlich bis zu 10.000 junge Menschen aus den EU-Staaten mit bis zu 3-monatigen Kurzzeit- bzw. mit 6 bis 12-monatigen Langzeitmaßnahmen erreicht werden. Auch der DED und der österreichische Entwicklungsdienst ÖED sowie einige andere Entsendeorganisationen wollen sich mit einigen Plätzen an diesem Programm beteiligen.

Mit dem EVS fördert die EU in ihren Mitgliedsländern Träger unterschiedlichster Art – Vereine und Initiativen ebenso wie Gemeinden oder staatliche Organisationen –, die jungen Menschen im Alter von 18 bis 25 Jahren Auslandsaufenthalte anbieten. Dabei stehen für die EU zwei Ziele im Vordergrund: Einerseits soll jungen Menschen eine interkulturelle Lernerfahrung ermöglicht werden, die ihre soziale und berufliche Integration fördert. Andererseits sollen Gemeinden und lokale Initiativen, Organisationen und Vereine durch konkrete Arbeitsleistungen der EVS-Teilnehmer unterstützt werden.

Durch das Zusammentreffen verschiedener Nationalitäten bei den Maßnahmen erhofft sich Brüssel, den europäischen Gedanken zu stärken sowie Fremdenfeindlichkeit und Rassismus entgegenzuwirken. Durch die Ver-

tiefung von Fremdsprachenkenntnissen und durch die sozialen Erfahrungen verspricht man sich eine Erweiterung der schulischen und beruflichen Kenntnisse der Teilnehmer.

Den geographischen Schwerpunkt der Maßnahmen des Freiwilligendienstes bilden zunächst die Länder der EU sowie Osteuropa und die Mittelmeer-Anrainerstaaten. Aber auch in den sog. „Drittländern“, d. h. in Afrika, Südamerika und Asien werden Vorhaben gefördert, sofern junge Menschen und Organisationen aus verschiedenen EU-Ländern daran teilnehmen.

Der Europäische Freiwilligendienst ist aus seiner Zielsetzung heraus eine Mischung zwischen außerschulischer Jugendbildung, internationalem Jugendaustausch und traditionellem Freiwilligendienst. Man mag dagegen einwenden, dass hier zu viele Intentionen unter einen Hut gebracht und insbesondere die Partner in Afrika mit „europäischen“ Problemen belastet werden. Doch umgekehrt lässt das Programm den durchführenden Organisationen einen sehr großen Freiraum in der konkreten Ausgestaltung und damit auch die Möglichkeit, die einzelnen Maßnahmen verantwortungsvoll zu planen und zu betreuen.

Der DED möchte sich gemeinsam mit dem Österreichischen Entwicklungsdienst (ÖED) in den Jahren 1999/2000 versuchsweise mit bis zu 12 Plätzen am EVS beteiligen. Bei Partnern in Simbabwe, Tansania und Uganda sollen junge Menschen Gelegenheit zu sozialem und interkulturellem Lernen sowie zu solidarischem Handeln finden. Ihnen soll dabei auch ein Einblick in die Entwicklungszusammenarbeit und die Organisationen DED und ÖED ermöglicht werden.

Interkultureller Austausch steht im Vordergrund des EVS-Programms.

Foto: privat

Vom Entwicklungshelfer in Togo zum interkulturellen Lehrer in Deutschland

Eckhard Mewes

Mit der Rückkehr nach Deutschland ist für viele Entwicklungshelfer das entwicklungspolitische Engagement nicht beendet. Ob sie sich einer der von Rückkehrern des DED initiierten Gruppen anschließen oder individuell in der entwicklungspolitischen Bildung tätig werden, die Möglichkeiten, ihre Erfahrungen aus dem Gastland „unter die Leute“ zu bringen, sind vielfältig. Einige dieser Möglichkeiten beschreibt der Autor, der als Entwicklungshelfer in Togo gearbeitet hat. Aber er warnt auch vor typischen Fehlern, die selbst Berufspädagogen unter den Rückkehrern bei der Vermittlung ihres Wissens unterlaufen.

Dem Vernehmen nach soll Lehrern, die einmal außerhalb der Schulmauern gearbeitet haben – ob in der Entwicklungshilfe oder anderswo –, etwas Er-

frischendes anhaften. Um diesen Bonus zu wahren, sollte der in die Schule zurückgekehrte Pädagoge folgende Punkte im Auge behalten:

► Die Nachfrage in Deutschland nach authentischen Informationen über Afrika, über die Entwicklungszusammenarbeit im allgemeinen und die persönlichen Erlebnisse eines Entwicklungshelfers im besonderen hält sich bekanntlich in Grenzen. Junge Menschen in der Schule sind dagegen noch vergleichsweise neugierig, doch auch sie wollen nicht zugeschüttet werden mit Berichten aus Afrika. Die tollsten Unterrichtsideen fallen auf wenig fruchtbaren Boden, wenn sie in Überdosis angeboten werden. Das Mitteilungsbedürfnis des Rückkehrers ist also ein pädagogischer Risikofaktor.

► In der ersten Zeit nach der Rückkehr besteht die Neigung, die hiesige Gesellschaft aus dem Blickwinkel der Bewohner des ehemaligen Gastlandes – in meinem Fall mit den Augen der Togoer – zu betrachten. Sensibler als vor der Ausreise reagiert man etwa auf Verschwendung, fehlende Solidarität oder mangelnde Höflichkeit. Die bei vielen Rückkehrern daraus resultierende Empfindlichkeit ist zwar verständlich. Sie zieht aber häufig allzu moralisierende Belehrungen nach sich, die in der Schule – aus pädagogischer Sicht – reinstes Gift sind.

Soviel zu den Gepäckstücken des Rückkehrers, die besser im Koffer bleiben sollten. Nun aber zu den interessanteren Mitbringenseln: Ich behaupte, daß die Authentizität, mit der ehemalige Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen ihre Erlebnisse und Erfahrungen darstellen können, auch bei einer an die Informationsflut elektronischer Medien gewöhnten Jugend von Bedeutung ist. Gerade weil der Zugang zu Informationen via Medien immer indirekt und anonym erfolgt, stoßen persönliche Berichte auf Inter-





Die Zuckerrohrpresse wurde in Privatinitiative entwickelt und gebaut.

Foto: privat

esse. Auch auf die Frage nach dem Sinn der Entwicklungszusammenarbeit erhoffen sich die Schüler eine kompetentere Antwort von demjenigen, der selbst in diesem Bereich gearbeitet hat.

Rückkehrer als „Zeitzeugen“

So haben Oberstufenschüler, die von meiner Arbeit als Entwicklungshelfer in Togo gehört hatten, ihren Geschichtslehrer gebeten, mich zum Thema Entwicklungsländer im Abiturskurs über politische Weltkunde als „Zeitzeugen“ zu vernehmen. In einem zweiten Fall ging der Anstoß von einer Kollegin aus. Ich war mit Hilfe des DED-Regionalreferats in der Lage, den Kolleginnen und Kollegen ungewohnt aktuelles Unterrichtsmaterial zur Verfügung zu stellen. Die Stunden, bei denen ich assistierte, verliefen nach Aussagen aller Beteiligten auch recht kurzweilig. Ihr Inhalt war in einigen Fällen sogar Gegenstand des mündlichen Abiturs.

Auch bei anderen Gelegenheiten, wie z. B. in Vertretungsstunden, wurde ich auf meine vormalige Tätigkeit als Entwicklungshelfer angesprochen, was dann – ohne große Systematik – zu Gesprächen oder zur Vorführung mitgebrachter Videokassetten führte. Daraus ergaben sich weitere Nachfragen: Einige Schüler baten um die Aufnahme in den Verteiler des DED-Briefes, andere interessierten sich für einen Besuch der DED-Geschäftsstelle in Berlin oder für ein Praktikum beim DED.

Für den eigenen Fachunterricht – in meinem Fall Mathematik und Französisch – können die Erfahrungen ei-

nes Entwicklungshelfers ebenfalls bereichernd sein. Der Fremdsprachenunterricht lässt hierfür verhältnismäßig viel Gestaltungsfreiheit. Die im letzten Jahr von mir behandelten Themen wie „Probleme der Frauen in Afrika“ (Polygamie, Genitalverstümmelung), „Francophonie“, „Rassismus“ und „Chansons in französischer Sprache“ stießen wohl auch deswegen auf ein recht positives Echo, weil sie in wesentlichen Teilen meinen eigenen Erfahrungshorizont sowie die von mir mitgebrachten Materialien einbezogen.

In Mathematik lassen sich Berechnungen anstellen zum Energieverbrauch, den Kosten einer Schulstunde oder den Sonnenuntergangszeiten in verschiedenen Teilen der Erde. Ebenso kann die Konstruktion von Solarkochern oder die exponentielle Abnahme von Tropenwaldbeständen in den Unterricht einbezogen werden.

Mittler zwischen den Kulturen

Schwierig dagegen ist es mit dem im Grundsatz ja wertvollen direkten Kontakt zwischen deutschen Schülerinnen und Schülern und solchen aus dem ehemaligen Gastland. Für solche Kontakte ist ein Rückkehrer als Mittler geradezu prädestiniert. So haben mich in Afrika viele junge Leute nach Briefpartnerschaften in Deutschland gefragt. Problematisch daran ist allerdings, dass oft nach der ersten Kontaktaufnahme bereits der zweite Brief aus Afrika ein reiner Bittbrief ist, was bei unseren Schülern auf Unverständnis stößt. Da ist die Korrespondenz im Umfeld von „Miniaturprojekten“

schon ergiebiger: So betreibt eine Kollegin seit Jahren mit ihren jeweiligen Klassen kleine Aktivitäten zur Geldbeschaffung für Rollstühle in Togo. Diese Aktivitäten gaben schon häufig Anlass zu einem Briefwechsel. Vielleicht öffnen sich demnächst durch Internet und E-mail direkte Kontaktmöglichkeiten, wobei der Fremdsprachenunterricht ein interessanter Schauplatz sein könnte.

Ziel entwicklungspolitischer Bildungsarbeit in der Schule ist es nicht nur, Wissen zu vermitteln, sondern auch Interesse und Verständnis für fremde Lebensformen zu wecken und damit das friedliche Miteinander im eigenen Lebensumfeld in Deutschland zu fördern. Neben der schon vor der Ausreise vorhandenen Offenheit für das Andersartige haben Rückkehrer einige zusätzliche Erfahrungen im Gepäck, die sie ihrem neu-alten Schulumilieu näherbringen. Wer seine Kinder im Ausland auf eine nichtdeutsche Schule geschickt hat und wem im Gastland auf Elternabenden aus sprachlichen Gründen das eine oder andere entgangen ist, kann sich als Lehrer an einer Schule in Berlin-Kreuzberg besser in Eltern aus der Türkei oder aus anderen Ländern einfülen. Rückkehrer in Lehrberufen haben am Arbeitsplatz eine besondere Chance, Verständnis fördernd und integrierend zu wirken.

Eckhard Mewes ist Gymnasiallehrer und war als Entwicklungshelfer und Fachberater für einheimische Organisationen von 1986–1989 und von 1991–1997 für den DED in Togo.

P

Programme und Projekte



Kleingewerbetreibende wollen gut beraten werden.

Foto: Uwe Rau

Gewerbeförderung durch Kleinstkredite

Bettina Meier

Mangel an Kapital gilt als Haupthindernis bei der Gründung kleiner Unternehmen. Die Schaffung von Finanzsystemen, die auch den ärmeren Teilen der Bevölkerung Zugang zu Kapital ermöglichen, ist daher eine wichtige Aufgabe der Entwicklungszusammenarbeit. Die Möglichkeiten und Erfahrungen mit Kleinstkreditprogrammen waren denn auch Thema einer regionalen Fachtagung der DED-Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen aus dem südlichen und östlichen Afrika. Die wichtigsten Ergebnisse dieser Tagung, die im September letzten Jahres in Dar-es-Salaam stattfand, fasst die Autorin hier zusammen.

21 Mrd. US-Dollar, so forderten die Teilnehmer eines Gipfeltreffens zu Kleinstkrediten, das im Februar 1997 in Washington DC stattfand, soll die internationale Gebergemeinschaft bis zum Jahr 2005 in Kreditprogramme für die Dritte Welt investieren. Umgesetzt werden sollen diese Programme von Nichtregierungsorganisationen (NRO), die sich auf die Vergabe von Kleinstkrediten spezialisiert haben. Konsens ist jedoch, dass es mit der Bereitstellung von Mitteln allein nicht getan ist. Kreditprogramme müssen sorgfältig geplant und die Kompetenzen der durchführenden NRO gestärkt und ausgebaut werden. Auch grund-

sätzliche Fragen, z. B. nach den tatsächlichen Nutznießern von Kleinstdarlehen oder nach den beschäftigungsfördernden Effekten, sollten – bei aller momentanen Euphorie – nicht ausgeblendet werden.

Nur sehr wenige der ungefähr 7.000 weltweit existierenden Mikrofinanzorganisationen (MFO) gelten als erfolgreich. Zu ihnen gehören die Grameen Bank in Bangladesch, die Bank Rakyat in Indonesien und die bolivianische BancoSol. Das sind selbständige Finanzinstitute, die ohne Zuschüsse von außen operieren. Ihre Fähigkeit, einem immer größer werdenden Kundenkreis Kleinstkredite verfügbar zu

machen, ohne am Tropf von Entwicklungshilfegeldern zu hängen, macht sie zum Vorbild für Nachhaltigkeit.

Die meisten Kreditprogramme erreichen jedoch diesen Grad an Unabhängigkeit nicht: Die durchführenden NRO brauchen nicht nur in der Anfangsphase des Projekts, sondern dauerhaft eine Bezuschussung von außen.

Erfolgskriterien für Kreditorganisationen

Ein häufig gemachter Fehler liegt in der Verquickung von finanzieller Dienstleistung mit anderen Leistungen wie z. B. Betriebsberatung und technisches bzw. Managementtraining für Kreditnehmer. Die Erfahrungen haben jedoch gezeigt, dass effektiv arbeitende Mikrofinanzorganisationen immer reine Kreditinstitute sind. Dieser „minimalistische Ansatz“ hat sich gegenüber den „integrierten Ansätzen“ der 80er Jahre durchgesetzt, da Nichtregierungsorganisationen, die Beratung und Kredite gleichzeitig anbieten, in unlösbare Zielkonflikte geraten. Zwar sind Fortbildungen von Kreditnehmern oft notwendig und gewünscht, jedoch sollten sie nicht an den Erhalt des Kredits gebunden sein. Die Praxis hat gezeigt, dass obligatorische Trainingskurse oft nur absolviert werden, um an die damit verbundenen Kredite heranzukommen.

Eine weitere Bedingung für Nachhaltigkeit ist ein neues Selbstverständnis der durchführenden NRO als

reiner Dienstleistungsbetrieb: Nicht soziale Wohlfahrt, sondern Wirtschaften zu Marktbedingungen muss ihr oberstes Organisationsziel sein. Selbständige MFO arbeiten kostendeckend, d. h. sie finanzieren ihre laufenden Kosten aus Zinseinnahmen. Dass Zinsen für Kleinstkredite wesentlich höher sein müssen als bankübliche Zinsen, weil Risiken und Transaktionskosten höher sind, wird von vielen als unmoralisch empfunden. Die Zinshöhe sollte aber nicht mit den Angeboten der Banken verglichen werden, sondern mit jenen der privaten Geldverleiher, auf die arme Bevölkerungsgruppen normalerweise angewiesen sind.

Ein wichtiges Erfolgskriterium ist auch die Gestaltung der angebotenen Kredite entsprechend der Nachfrage. Darlehen müssen für bestimmte Zielgruppen und Sektoren maßgeschneidert sein. So brauchen Bauern mit ihrem an Jahreszeiten gebundenen Produktionszyklus andere Tilgungsraten als Händler, die einen Kredit oft innerhalb einer Woche zurückzahlen können.

Weitere Bedingungen für den Erfolg von Mikrofinanzorganisationen sind ihre Wachstumsorientierung, d. h. ihre Fähigkeit, neue Kunden zu gewinnen, Investitionen in die institutionelle Entwicklung, effektive Managementsysteme und Personalfortbildung. Standardisierte, zeitsparende Verfahren bei der Abwicklung der Kredite sind ebenso unabdingbar wie die Integration in das Finanzsystem ihres Landes.

Wenn Mikrofinanzorganisationen in dieser Weise funktionieren, so hat das Auswirkungen auf ihren Kundenkreis. Kleinstkredite, so zeigte sich während der Diskussion in Dar-es-Salaam, werden in der Regel nicht von den Ärmsten der Armen genommen, da die zwangsläufig hohen Zinsen von vielen nicht zu bezahlen sind. Die Erfahrung im südlichen und östlichen Afrika zeigt auch, dass Kreditprogramme am besten im städtischen Bereich funktionieren. Hohe Transaktionskosten machen ihre Umsetzung auf dem Land unattraktiv, da bei der Kundenbetreuung allein die Aufwendungen für den Transport so hoch sind, dass eine Rentabilität unwahrscheinlich ist. Ob NRO als Anbieter von Kreditprogrammen für ländliche Arme daher tatsächlich langfristig unabhängig wirtschaften können, scheint mehr als fraglich.

Obwohl die Schaffung von Arbeitsplätzen als Hauptziel der Gewerbeförderung gilt, werden Kleinstkredite meist für Handel und Dienstleistung vergeben, selten für produktive Zwecke. Um mehr Arbeitsplätze zu

schaffen, müssen noch weitere Bedingungen erfüllt sein – der Zugang zu Kapital allein reicht nicht aus, um selbständiges Unternehmertum ausreichend zu fördern.

Kredite sind kein Allheilmittel

Eine realistische Einschätzung der Wirkung von Kleinstkreditprogrammen zeigt also, dass Darlehen keine Allheilmittel der Gewerbeförderung und schon gar nicht der (ländlichen) Armutsbekämpfung sind. Im Gegenteil. In vielen Fällen ist es entwickungspolitisch sinnvoller, potentiellen Kreditnehmern abzuraten: Sparen ist oft eine bessere Option als die Aufnahme eines teuren Kredits, der zu Überschuldung und damit weiterer Verarmung führen kann.

Bei den durchführenden NRO erweist sich der Rollenwechsel als größte Herausforderung. Lokal oder regional operierende NRO scheinen zwangsläufig in Konflikte zu geraten, wenn sie Kreditprogramme implementieren. Während sie früher gegenüber ihren Klienten meist die Rolle eines solidarisch beratenden Partners eingenommen haben, finden sie sich plötzlich in der Rolle des Gläubigers wieder – das geht selten gut. In der mangelnden Fähigkeit der NRO, ihre Regeln und disziplinarischen Maßnahmen durchzusetzen, mag denn auch der Hauptgrund für die allseits beklagte geringe Rückzahlungsquote liegen. Diese Schwäche scheint auch eines der Hauptprobleme bei der Umsetzung von Kleinstkreditprogrammen zu sein. Denn ohne leistungsstarke Implementierungsorganisationen muss auch das beste Kreditprogramm scheitern.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass Kreditprogramme den jeweiligen sozio-ökonomischen und politischen Bedingungen angepasst sein müssen. Unter ungünstigen Rahmenbedingungen, wie z. B. einer hohen Inflation, wird sich kaum eine Mikrofinanzorganisation zu einem seriösen Institut entwickeln können. Da ist es auch wenig hilfreich, wenn EZ-Gelder in größerem Umfang in die Finanzierung von Kreditprogrammen umgeleitet werden, Gelder, die eigentlich für Maßnahmen der direkten Armutsbekämpfung im Bildungs- oder Gesundheitsbereich vorgesehen sind. Gefährlich ist dies auch, weil dadurch NRO zur Durchführung von Programmen genötigt werden, die sie gar nicht managen können. Das fördert nur die Entstehung neuer Organisationen, die langfristig nicht lebensfähig sind. Eine Erfahrung aus Tansania zeigt, dass viele NRO kaum in der Lage sind, das enge Regelwerk konsequent zu be-

folgen, das zur Umsetzung eines Kreditprogramms notwendig ist. Mit der Forderung nach Mitteln allein ist es also nicht getan. Vielmehr müssen Institutionen geschaffen werden, die in der Lage sind, speziell kon-

zipierte Programme unter günstigen Bedingungen umzusetzen. Inwieweit kann der DED im Rahmen der Förderung einheimischer Organisationen dabei hilfreich sein? Zunächst einmal könnte er Nichtregierungsorganisationen beraten, u. a. darin, wie Wohlfahrt von Kreditgeschäften zu trennen ist. Auch potentielle Kreditnehmer kann der DED beraten.

Diese wissen oft nicht recht, worauf sie sich mit einem Darlehen einlassen; sie sollten in erster Linie zum Sparen ermutigt werden. Förderlich wäre auch mehr begriffliche Klarheit: So sind z. B. die revolvingierenden Fonds, mit denen der DED in vielen Ländern arbeitet, nicht als Kredit, sondern als gestreckter Zuschuss zu behandeln. *Revolving Funds*, so die Erfahrung der in Dar-es-Salaam versammelten Berater von einheimischen Organisationen, bleiben in der Regel auf Subventionierung von außen angewiesen. Und schließlich können Kreditprogramme auch indirekt durch die Unterlassung marktverzerrender Subventionen unterstützt werden. Nur wenn Zuschüsse konsequent zugunsten von Krediten abgebaut werden, können sich konsistente Finanzsysteme entwickeln, die langfristig überlebensfähig sind.

Bettina Meier arbeitet für den DED als Beraterin einheimischer Organisationen in Südafrika.



Sparen ist oft besser, als einen teuren Kredit aufzunehmen.

Foto: Inge Klostermeier



Foto: Archiv

Literaturtips

Jetzt reden wir!

Lebenswelt und Zukunftsentwürfe von Jugendlichen in einer kleinstädtisch-ländlichen Region Argentiniens stehen im Blickpunkt des Buches „Jetzt reden wir!“. In einer viereinhalbjährigen Zusammenarbeit mit Jugend- und Gemeindegruppen in der Provinz Córdoba hat der Autor den gelungenen Versuch unternommen, die gesellschaftliche Wirklichkeit argentini-scher Jugendlicher aus ihrer eigenen Sicht zu rekonstruieren und zu deuten. Vermittelt wird dabei eine sehr konkrete Vorstellung der individuellen und sozialen Realität unterschiedlicher Gruppen von Unterschichts-Jugendlichen aus den sog. *Sectores populares*. Die in den Untersuchungen zu Tage getretenen Probleme und Potentiale der Jugendlichen versucht der Autor für die Konzeption und Praxis einer lebensweltbezogenen Bildung und partizipatorischen Gemeinwesen-entwicklung fruchtbar zu machen. In diesem Zusammenhang diskutiert die vorliegende Publikation auch aktuelle entwicklungspolitische und sozialwissenschaftliche Fragestellungen aus der lateinamerikanischen und deutschen Jugendforschung und Bildungsarbeit.

■ Hans-Heiner Rudolph
Jetzt reden wir!
Erziehung und Gesellschaft im internationalen Kontext, Band 12
 IKO-Verlag, Frankfurt a.M. 1997.

Jugend und Kulturwandel

Jugendliche geben den Alten Rätsel auf und treiben den kulturellen Wandel voran, sie streben nach Freiheit und erzwingen Stellungnahme. Jugendlichen werden aber auch immense Anpassungsleistungen an vorgegebene Normen und Werte abverlangt. Erfüllen sie diese nicht, werden sie zum Störfall erklärt, dem nur mit mehr Kontrolle und Strafen beizukommen sei; ein Generationenkonflikt bricht auf.

Die jeweils kulturspezifischen Ausformungen solcher Generationenkonflikte werden in den Beiträgen des fünften Bandes der „Ethnopschoanalyse“ untersucht, der dem Thema „Jugend und Kulturwandel“ gewidmet ist. So beschreibt die Ethnologin Claudia Roth die ausweglose Lage junger Männer in Burkina Faso, deren Ausbruch aus der Großfamilie an der Autorität der Alten scheitert. Die Psychologin Sigrid Anwart dagegen nimmt den Generationenkonflikt in Papua-Neuguinea unter die Lupe und Jürgen Krambeck zeigt, wie widerständig Biographien junger Frauen in Indien sein können. Einen Blick auf die hiesige Gesellschaft und ihr Problem mit der Jugend wirft der Beitrag des Psychoanalytikers Christian Maier, der die subtilen Machtstrukturen westdeutscher Mittelschichtsfamilien aufzeigt, die nicht selten zu einer krisenhaften Ablösung der Jugendlichen von ihren

Familien führen. Cornelia Wegeler schließlich entführt die Leser in die fremde Welt türkisch-marokkanischer Mädchengruppen im multikulturellen Frankfurt. Gerade dieser interkulturelle Vergleich zwischen Lebens- und Ausdrucksformen von Jugendlichen aus verschiedenen Ländern und Kulturkreisen und die immer wieder eingestreuten Fallbeispiele lassen das Buch stellenweise so spannend wie einen Roman erscheinen.

■ Roland Apsel (Hrsg.)
Ethnopschoanalyse Bd. 5
Jugend und Kulturwandel
 Verlag Brandes & Apsel,
 Frankfurt a.M. 1998.

Arbeitende Kinder stärken

Ist Kinderarbeit ein überholtes Relikt vergangener Zeiten, das endgültig abgeschafft gehört, oder kann sie gar einen sinnvollen Beitrag für Familie und Gesellschaft leisten? Dieser Frage gehen die Autoren der vorliegenden Publikation nach. Sie fordern nicht die Abschaffung der Kinderarbeit, sondern analysieren sie in ihren vielfältigen sozialen wie kulturellen Kontexten, betrachten ihre positiven wie negativen Aspekte und entwickeln eine Position, die im Widerspruch zum hierzulande herrschenden Mainstream des Denkens steht: Sie plädieren für eine „kritische Wertschätzung“ von Kinderarbeit, welche die arbeitenden Jungen und Mädchen, ihre Würde sowie ihre Forderungen und Rechte in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Nicht um ein Verbot von Kinderarbeit geht es, darin sind sich die Herausgeber und Autoren des Sammelbandes einig, sondern um die Durchsetzung besserer Arbeitsbedingungen und Formen der Arbeit.

■ Manfred Liebel, Bernd Overwien,
 Albert Recknagel (Hrsg.)
Arbeitende Kinder stärken
Internationale Beiträge zu Kindheit,
Jugend, Arbeit und Bildung, Band 1
 IKO-Verlag, Frankfurt a. M. 1998.

Jugendförderung und Überwindung von Kinderarbeit

Unter diesem Titel hat das BMZ 1997 ein Strategiepapier veröffentlicht, das dazu ermutigen möchte, Kinder und Jugendliche nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern sie auch ganz gezielt zu fördern. Besonders in den Bereichen Bildung, Gesundheit und

Familienplanung, Beschäftigungsförderung im informellen Sektor, aber auch in Politik und Justiz und den sensiblen Themen der Entwicklungszusammenarbeit wie Demokratisierung, Förderung der Zivilgesellschaft sowie bei der entwicklungsorientierten Nothilfe und in der Krisenprävention seien die Interessen der Jugendlichen verstärkt zu berücksichtigen. Darüber hinaus regt das Strategiepapier die Konzeption jugendspezifischer Projekte zur Überwindung von Kinderarbeit an.

■ **BMZ aktuell**

Strategiepapier zur Jugendförderung und Überwindung von Kinderarbeit
Bonn 1997.

■ **Bezug:**

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung
Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Friedrich-Ebert-Allee 40
53113 Bonn
Tel.: 02 28 / 535 34 50
Fax: 02 28 / 535 34 55

Förderstrategien im Jugendbereich

Die Situation von Jugendlichen gewinnt auch in der Entwicklungszusammenarbeit weltweit an Bedeutung. Ihre spezifischen Aktionsformen, ihr Überlebenskampf, fehlende Perspektiven und die Suche nach Orientierung, ihre Zukunftsangst sowie eine verstärkte Gewaltbereitschaft, aber auch brachliegende Potentiale von Jugendlichen, wie Lernfähigkeit und Kreativität, liefern die Stichworte in der Diskussion um jugendorientierte Förderstrategien.

Eine brandaktuelle Publikation der GTZ liefert nun erstmals eine Gesamtchau der verfügbaren Erfahrungen und Förderansätze internationaler, im Jugendbereich tätiger Organisationen. Die breite Palette der zusammengetragenen Erfahrungen, die auch die jugendorientierten Arbeitsansätze der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit einschließen, zeigt: Die Interessen und Probleme der Jugendlichen haben endlich Eingang in die internationale Zusammenarbeit gefunden.

■ **Joanna Kotowski-Ziss**

Förderstrategien der internationalen Organisationen im Jugendbereich
Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ),
Eschborn 1999.

■ **Bezug:**

Dr. Hans-Heiner Rudolph

Themenfeld Jugend, GTZ

Postfach 5180

65726 Eschborn

Tel.: 061 96 / 79 61 13

Fax: 061 96 / 79 13 66

Von Monsterkids und Graffitiprayern

Die Mediendebatte über Kinder- und Jugendkriminalität schlägt hohe Wellen. Wieder einmal werden sie zur großen Gefahr stilisiert, zu „Monsterkids“, „Schlägern“ und „kriminellen Graffitiprayern“ erklärt, die es wegzusperren gilt. Durch die mediale Verzerrung von Einzelfällen wird der Eindruck erweckt, als seien die Jugendlichen von heute brutal und rücksichtslos wie nie zuvor. Die Autoren dieses Bandes fragen nach den Folgen dieser Pauschalisierungen für das Selbstbild der Kinder und Jugendlichen. Identifizieren diese sich nicht über kurz oder lang mit diesen Negativbildern? Und werden hier nicht Kinder und Jugendliche zum Feind erklärt, weil die Gesellschaft ihnen zur Zeit keine Perspektive bieten kann? Zu diesen Fragen versuchen Städteplaner, Juristen sowie Kultur- und Jugendforscher Antwort zu geben.

■ **Wlfrid Breyvogel (Hrsg.)**

Stadt, Jugendkulturen und Kriminalität
Verlag J. H. W. Dietz, Bonn 1998.

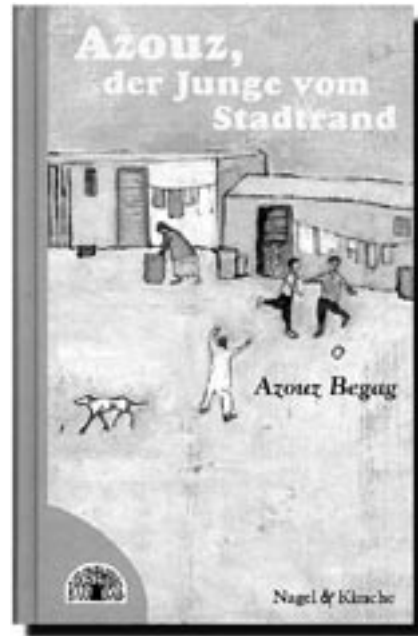
Azouz, der Junge vom Stadtrand

„Ich habe mich immer als einen betrachtet, der auf der Grenzlinie zu Hause ist, an einem Ort, der allen und niemand gehört, den man in der Regel nur rasch überquert. Ein Zwischenort. Dort nämlich lernt man am besten, was es heißt, Mensch zu sein“, so Azouz Begag im Vorwort zu seinem Buch „Azouz, der Junge vom Stadtrand“. Der stark autobiografisch gefärbte Roman wurde mit dem diesjährigen „Guck-mal“-Preis für herausragende Bücher von Autorinnen und Autoren aus Asien, Afrika und Lateinamerika ausgezeichnet. Azouz Begag entführt seine Leserinnen und Leser in eine ihnen wahrscheinlich sehr unbekannte Gegend Europas: in ein Immigrantenviertel am Stadtrand von Lyon. Eindringlich beschreibt der Autor das Leben eines Sohnes algerischer Einwanderer – sein eigenes Leben – im Spannungsfeld zwischen Immigrantenviertel und französischem Schulalltag, zwischen der Welt seiner Eltern und der seiner französischen Mitschüler, die „in richtigen Häusern“ wohnen.

■ **Azouz Begag**

Azouz, der Junge vom Stadtrand

Verlag Nagel & Kimche, Zürich 1998.



Guatemala. Nie wieder – Nunca más

Der umfangreiche Bericht über Menschenrechtsverletzungen in Guatemala, den die REMHI-Kommission in Zusammenarbeit mit dem Menschenrechtsbüro des Erzbistums Guatemala im vergangenen Jahr der Öffentlichkeit vorlegte, hat ein starkes Echo ausgelöst. Während die spanische Originalfassung des Berichtes vier Bände füllt, hat sich das Hilfswerk Misereor auf die Publikation einer knapp 400 Seiten umfassenden „Kurzfassung“ beschränkt. Herausgekommen ist ein erschütterndes Dokument der schweren Menschenrechtsverletzungen, die in den 36 Jahren des Bürgerkrieges in Guatemala begangen wurden.

Weit über 6.000 Zeugenaussagen dokumentieren, wie die guatemaltekeische Bevölkerung die Gewalt erlebt hat, welcher Instrumente und Mechanismen sich die Planer des Terrors bedient haben und vor welchem historischen Hintergrund die Geschehnisse stattfanden. Die nun vorliegende deutsche Ausgabe wurde vom Vorsitzenden der REMHI-Kommission Bischof Gerardi angeregt, der am 26. April letzten Jahres einem brutalen Mordanschlag zum Opfer fiel.

■ **Bischöfliches Hilfswerk Misereor (Hrsg.)**

Guatemala. Nie wieder – nunca más
Aachen 1999.

■ **Bezug:**

Misereor Medien
Postfach 1450
52015 Aachen

Kleidung machen Leute?

Seit wann gibt es den Reißverschluss? Wie sieht der Alltag eines Kindermodells aus? Was hat es mit dem Hanf auf sich? Nur drei Fragen, die das neue SAMsolidam-Heft „Kleidung machen Leute?“ beantwortet. Wie in Brasilien ganze Familien von der Baumwollenernte leben ist genauso Thema wie der Erfahrungsbericht von Kindern in einem Trödeladen, und auch die leidige Frage, ob es unbedingt Markenklamotten sein müssen, wird diskutiert. Wer sein T-Shirt ein bisschen „aufmöbeln“ will, wird sich über die Anleitung zum afrikanischen Stoffdruck freuen. Denn neben Berichten, Geschichten und Interviews bietet SAMsolidam auch Rätsel, Buchtips und Bastelvorschläge.

SAMsolidam ist eine Kinder- und Jugendzeitschrift, die vierteljährlich erscheint und in einer abwechslungsreichen Mischung aus Information und Spaß aus den unterschiedlichen Lebenswelten von Kindern aller Kontinente berichtet. Jede Ausgabe hat einen anderen Themenschwerpunkt: So behandelt das Heft Nr. 42 die Kinderarbeit und die Nr. 48 die Kinderrechte. Aber auch die „Lust auf Zukunft“, das „Abenteuer Essen“ und den „Klimawechsel“ haben die Herausgeber von SAMsolidam, ein Zusammenschluss engagierter Journalisten und Pädagogen, zu spannenden Berichten verarbeitet.

■ *Bezug:*
SAMsolidam Aboverwaltung
FSP-GmbH – Postvertrieb
Postfach 65 07 47
13307 Berlin

Tätigkeiten, die die deutschen Kinder unter Anleitung geschulter Kräfte mit viel Elan ausführen, ergeben sich tausenderlei Fragen, die davon zeugen, dass der „schwarze Kontinent“ in den Köpfen der Kinder ein Gebilde aus Klischees und Vorurteilen ist. Mit wenig Energie auszukommen, für die Beschaffung grundlegender Güter wie Trinkwasser oft kilometerlange Wege gehen zu müssen, das sind Unterschiede zum hiesigen Lebensstil, die den Kindern spielerisch aufgezeigt werden. Es wird aber auch vermittelt, dass dörfliches Leben nach traditionellen Gewohnheiten nur eine Facette des Lebens auf dem afrikanischen Kontinent ist.

Neben den Projekttagen für Kinder und Jugendliche bietet artefact e.V. auch Erwachsenen Bildungsprogramme an, z. B. über die Einsatzmöglichkeiten regenerativer Energien oder über ökologisches Bauen. Im weitgehend aus ökologischen Baustoffen konstruierten Gästehaus haben Erholungssuchende die Möglichkeit, das angenehme Wohnklima eines Lehmbaus zu erleben. Entwicklungsorganisationen wie DSE und DED schicken regelmäßig ihre Fachkräfte zu Seminaren an die Flensburger Förde.

Bis zur Eröffnung der EXPO 2000 soll auf dem Gelände ein Energie-Erlebnispark entstehen, der Tausenden von Besuchern Grundkenntnisse zu regenerativen Energien vermitteln will. Nähere Auskünfte gibt es bei:

■ *artefact e.V.*
Bremsbergallee 35
24960 Glücksburg
Tel.: 046 31 / 6116-0
Fax: 046 31 / 6116-28
<http://www.artefact.de>

Hinweise



Bei artefact e.V. können Kinder Erfahrungen mit dem Baustoff Lehm sammeln.

Foto: Michael Sturm

Hoch im Norden über den Süden lernen

Michael Sturm und Birte Mikkelsen

In Glücksburg an der Ostsee können Kinder und Jugendliche „Einen Tag wie im afrikanischen Dorf“ erleben. Unter diesem Titel bietet der Verein artefact e.V. ab April wieder Projekt-

tage an. Schwerpunkt des Erlebnistages, der seit über fünf Jahren viel Anklang findet, ist ein Einblick in den Tagesablauf einer ländlichen Gegend in Afrika. Allein im letzten Jahr kamen deswegen ca. 150 Gruppen überwiegend aus Schleswig-Holstein.

Wie kochen die Menschen? Wer besorgt das Getreide und wer bereitet es zu? Was essen sie? Was spielen die Kinder und wie kommen sie zur Schule? – Bei den unterschiedlichen

Schulpartnerschaft und Ausstellung

Jugendlichen hierzulande die Lebenssituation von Menschen in Afrika näherzubringen, ist das Anliegen der Arbeitsgruppe Äthiopien am Gottfried-August-Bürger Gymnasium in Benndorf. Vor drei Jahren starteten die Schüler und Schülerinnen eine Partnerschaft zu zwei äthiopischen Schulen, aus der sich ein reger Informations- und Materialaustausch zwischen deutschen und äthiopischen Schülern entwickelte. Eine Fülle von Alltagsgegenständen und Informationen über Schulalltag, Sitten und Gebräuche beider Länder wurden hin- und hergeschickt. Von den Benndorfer Schülern wurde schließlich die Idee zu einer Ausstellung über Äthiopien entwickelt. Auf 36 Schautafeln wird nun über die verschiedenen Völker des



Foto: Ursula Weise

Landes berichtet; Rituale, Zeremonien und Rezepte typischer Speisen werden vorgestellt, und die Vielfalt äthiopischer Märkte wird in Fotos und Beschreibungen plastisch vorgeführt. Länderdaten, Gedichte und Erzählungen sowie Gebrauchsgegenstände wie Tische, Stühle, Töpfe, Korbwaren und Musikinstrumente runden das Bild ab und geben einen sicht- und fühlbaren Eindruck vom Alltag in Äthiopien. Die Ausstellung ist nicht nur im Gottfried-August-Bürger-Gymnasium zu sehen, sondern kann auch ausgeliehen werden. Weitere Informationen zur Ausstellung und Kontakte zur Arbeitsgruppe Äthiopien unter:

■ *Gottfried-August-Bürger-Gymnasium
AG Äthiopien
A.-Diesterweg-Straße 2
06308 Benndorf
<http://server1.schule.uni-halle.de/~gab-gym/welcome.htm>*

Die Themen der nächsten DED-Briefe

Themenaufrisse schicken wir Ihnen auf Wunsch gerne zu.

Nr. 2/3/99

Zusammenarbeit mit Kommunen

Redaktionsschluß:
17. 5. 1999

Nr. 4/99

Umwelt

Redaktionsschluß:
11. 10. 1999

Impressum

Herausgeber: Deutscher Entwicklungsdienst, Gemeinnützige Gesellschaft mbH, Herbert-Rabius-Straße 22, 53225 Bonn

Geschäftsleitung: Dr. Jürgen Wilhelm
Redaktion: Inge Klostermeier (presse-rechtlich verantwortlich), Jutta Bangel
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung der Verfasser wieder.

Redaktionsbeirat: Bärbel Böttcher, Fred Kaldinski, Christiane Oermann, Walter Spellmeyer, Gabriele Struck

Gestaltung: Dietmar Silber

Satz: Satzinform

Druck: Oktoberdruck. Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

Redaktionsadresse: Deutscher Entwicklungsdienst, DED-Brief, Kladower Damm 299, 14089 Berlin, Telefon 030 / 368 81-0, Telefax 030 / 368 81-271

Nachdruck frei bei vollständiger Quellenangabe. Belegexemplare erbeten an die DED-Brief-Redaktion.